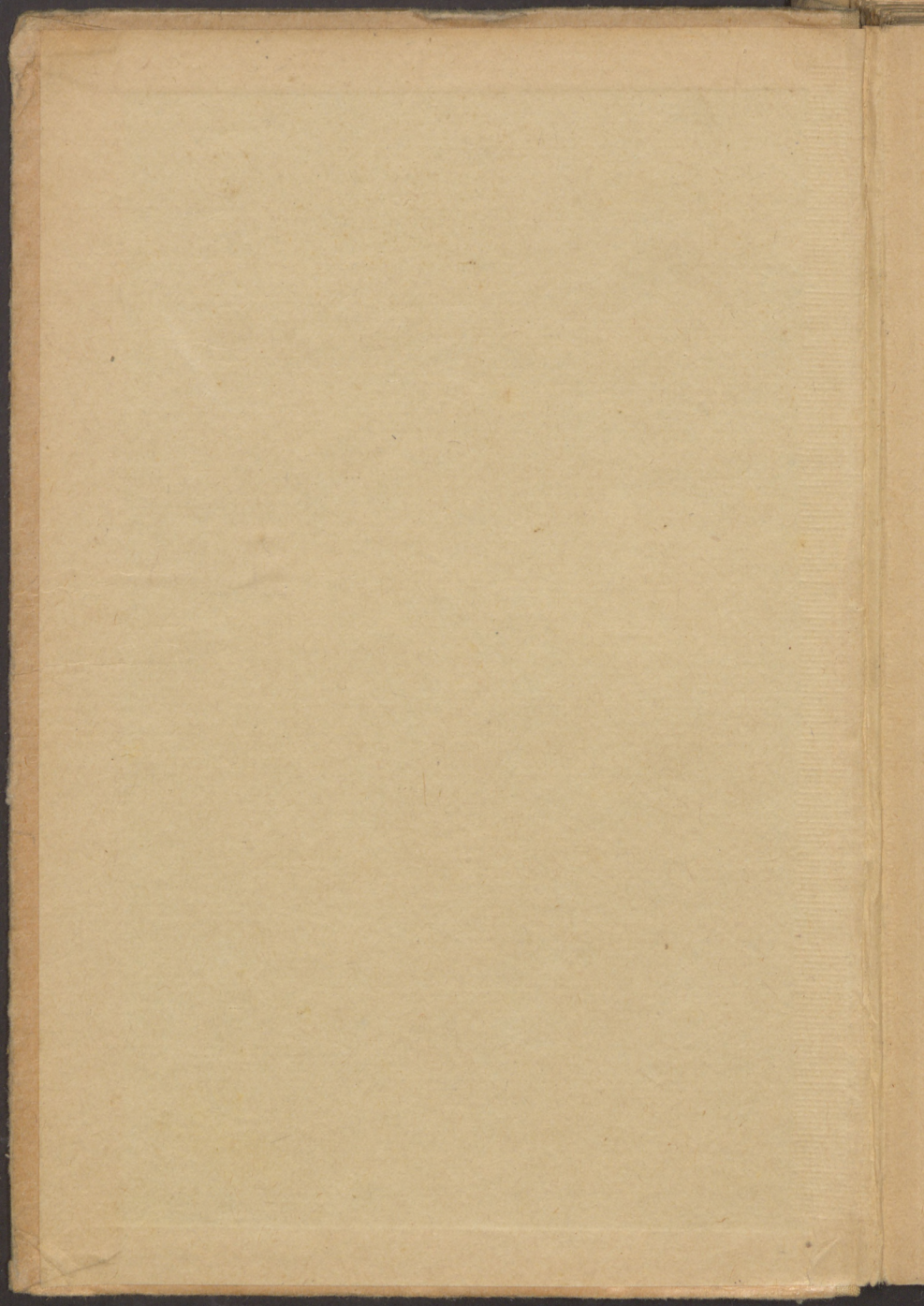


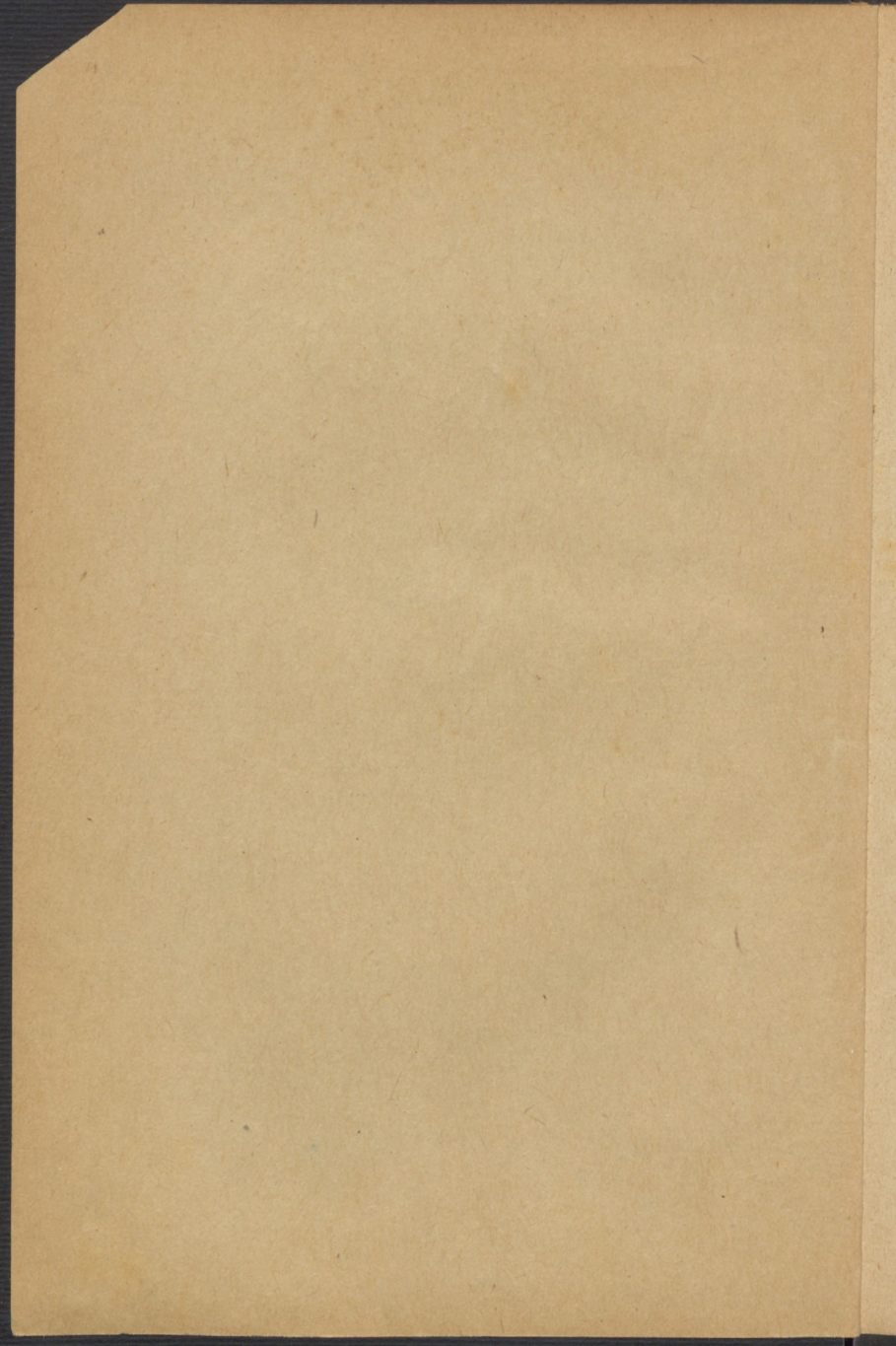
DER ROMAN DER MUMIE



THEOPHILE GAVTIER



Printed
by



DER ROMAN DER MUMIE

Der Roman der Mumie

von

Théophile Gautier

★

Ins Deutsche übertragen
von Ilma Ewers-Wunderwald

★



[1924]

Leipzig und Bern

Verlag von Friedrich Rothbarth

Printed in Germany

Nr inw. ~~2958/JO/517~~

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten

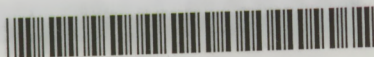
Verlagsnummer 203

*

821.133.1-3 = 112.2



Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie



010-052265

~~Akc z Nr 179/89/JO/517~~ Akc z Nr 27/06/02



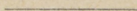
Der erste, der das in unseren Tagen vielumstrittene Wort „l'art pour l'art“ aussprach, war Théophile Gautier. Wenn man seine Arbeiten liest, wird man völlig verstehen, daß es ihm in erster Reihe darauf ankam, das, was er zu sagen hatte, schön zu sagen. Seine Sprache war von einem schimmernden Glanz, eine Farbenpracht lag über seinen Schilderungen, wie sie kaum einem vor oder nach ihm gelungen ist.

Gautier wurde geboren am 21. August 1808 in Tarbes. In Paris verlebte er seine Jugend und ward, nachdem ihm der Versuch, Maler zu werden, mißlungen war, als Streiter im Kampf gegen die alte Literaturschule, Victor Hugos kräftigste Stütze. Bald erwarb er sich selbst den Ruf eines Großen unter den Romantikern. Seine Lyrik und seine Novellen führten ihm ihrer herrlichen Sprache und ihrer Kühnheit wegen viele Freunde zu — und nicht wenige Feinde.

Er war ein begeisterter Verehrer E. T. A. Hoffmanns, er ist das Mittelglied zwischen diesem und den neueren Dichtern: Baudelaire, Banville, St. Victor usw. Er starb 1872.

Die wundervolle Schilderung, die alle die Gautierschen Schriften auszeichnet, bewirkte auch den starken Erfolg des vorliegenden Romans, in dem der Dichter mit erstaunlicher Sprachgewalt die Geschichte einer Mumie erzählt, die ein paar Europäer auf der Papyrusrolle finden, die sie in dem alten Königsgrabe entdeckten.

Mögen die Schriften Théophile Gautiers auch in Deutschland bald einen so ausgedehnten Verehrerkreis finden, wie sie ihn verdienen!



I

Die Mumie

Lord Evandale, ein junger Engländer, und Dr. Rumphius, ein deutscher Gelehrter, machten zusammen eine Reise nach Ägypten; sie wollten dort nach alten Grabstätten suchen. In Beb el Monluk, der königlichen Totenstadt des alten Theben, durchsuchten sie mit einem griechischen Führer, den sie in Luksor aufgetrieben hatten, die Königsgräber. — Als sie wieder einmal in eine Grabstätte hinabstiegen, überkam Lord Evandale ein seltsames Gefühl. Er vergaß plötzlich sein Vaterland, seine Schlösser in Lincolnshire, seine Besitzungen in West-End, im Hyde-Park und in Piccadilly, das Empfangszimmer der Königin und den Yachtklub, alles, was ihn an England fesselte: Moses lebte, der Pharao regierte, und er, Lord Evandale, wunderte sich, daß er weder geflochtene Haare und Bart, noch einen Halschmuck aus kostbaren Steinen, noch einen schrägstreiften Schurz um die Lenden trug. Eine Art religiöser Furcht bemächtigte sich seiner, als er die

Schwelle dieser Totengruft betrat, die bisher niemals überschritten worden war, obgleich der Ort selbst wenig Furchterregendes hatte. Einen Augenblick hatte er Lust, herauszugehen und den halberhobenen Schleier über die alte tote Welt wieder sinken zu lassen, als Dr. Rumphius begeistert ausrief:

„Mylord, Mylord, der Sarkophag ist unversehrt!“

Diese Worte riefen Lord Evandale in die Wirklichkeit zurück, er schien in einer Sekunde 3500 Jahre zu durchfliegen und antwortete dann:

„Wirklich, lieber Doktor, ganz unversehrt?“

„Unglaubliches Glück! Ein unschätzbarer Fund!“ rief dieser außer sich vor Freude.

Die Fellahs zündeten alle Fackeln an, um das Gewölbe möglichst hell zu erleuchten. Das Schauspiel, das sich ihren Augen bot, war in der Tat fremdartig und wunderbar. Eine ganze Flucht von Sälen und Galerien umgab diese Totenkammer. Lord Evandale und Dr. Rumphius blieben überrascht stehen, obgleich sie schon an die düstere Pracht der ägyptischen Baukunst längst gewöhnt waren.

In dieser Beleuchtung schien der vergoldete Saal in Flammen zu brennen, und die Wandbilder erstrahlten — vielleicht zum erstenmal — im Lichte. Rote, blaue, grüne und weiße Farben lösten sich in jungfräulicher Frische von dem Golde ab, das all den Gestalten und Hieroglyphen zum Grundton diente; die flimmernden Farben blendeten derart, daß man die Augen einen Augenblick schließen mußte, bevor man die Bilder genauer betrachten konnte.

Symbolische Kugeln falteten ihre gewaltigen Flügel an den Wänden aus, deren Konturen mit Inschriften der Könige eingefast waren. Daneben breiteten Iris und Nephthys ihre Flügelarme aus. Blaue Vögel blähten ihre Häuse, Käfer hoben ihre Flügel, Götzen mit Stierköpfen spitzten die Ohren, hackten mit ihren Sperberschnäbeln, schnupperten mit ihren Hundeschnauzen oder streckten einen Geier- oder Schlangenhals aus den Schultern hervor. Geheimnisvolle Baris standen in eckigen, gezwungenen Stellungen auf Wagen oder glitten auf Barken über ein symmetrisch gekräuselter Wasser dahin. Leidtragende lagen auf den Knien, legten die Hände zum Zeichen des Schmerzes auf ihre blauen Haare und beugten sich zum Sarkophag, während Priester mit rasierten Schädeln, mit Leopardenfellen bekleidet, Wohlgerüche verbrannten. Andere Gestalten hielten offene oder geschlossene Lotosblumen, Vögel und Antilopen oder Getränke. Kopflose Osirisdieners schlepten die Seelen vor die zweiundvierzig Richter Amentis, die anstatt Köpfe Straußenfedern trugen.

Alle diese bunten Bilder zeigten das versteinerte Leben, die steife Bewegung und die geheimnisvolle Macht der ägyptischen Kunst.

In der Mitte des Gewölbes stand grandios und mächtig der Sarkophag auf einem gewaltigen Basaltblock, bedeckt von einem hohen Basaltdeckel. Die vier Seiten des Blockes zeigten Hieroglyphen und eingehauene Figuren, die so fein gearbeitet waren wie das Wappen in einem Siegelring, ob-

gleich die Ägypter das Eisen noch nicht kannten und Basalt bekanntlich so widerspenstig ist, daß selbst der härteste Stahl daran zerbricht. Man begreift nicht, wie dies merkwürdige Volk es fertigbrachte, auf Porphyr und Granit wie auf Wachs tafeln zu schreiben.

An den Ecken des Sarkophags standen vier Vasen aus orientalischem Alabaster mit vier Henkeln, die den Menschenkopf des Amsetes, den Geierkopf des Hapis, den Schakalkopf des Sumautf und den Sperberkopf des Kebsnif darstellten; diese Gefäße enthielten die Eingeweide der Mumie. Zu Häupten des Sarges stand ein farbiges Bildnis des Osiris, der über die Tote zu wachen schien.

Zu beiden Seiten waren weibliche Statuen angebracht, die auf dem Kopfe eine eckige Truhe trugen. Die eine war mit einem einfachen Rock bekleidet, der sich fest um die Hüften legte und von einem verschlungenen Gürtel gehalten wurde; die andere war reicher gekleidet und schien in einem Futteral zu stecken, das mit bunten Steinen geschmückt war.

Neben der einen standen Gefäße, die einst heiliges Nilwasser enthalten hatten, und Platten mit vertrockneten Speisen.

Neben der anderen lagen zwei kleine Modellschiffe, so, wie man sie in den Hafenstädten kauft; das eine war das Modell der Barken, die die Leichen von Diospolis nach Memnonia führten, das andere war das symbolische Schiff, das die Seelen fern nach

dem Westen bringen sollte. Nichts war vergessen, weder das Steuer, noch der Lotse, noch die Ruderer, noch die Klageweiber, die die Leiche umstanden, die auf einem Bett auf Löwenfellen ruhte. Auf dem Sarkophage standen Schmuckkästchen und andere Totengaben; nichts hatte sich in dem Gewölbe verändert seit dem Tage, an dem die Mumie in ihrem Doppelsarg in das Basaltbett gebettet worden war.

„Soll ich den Sarg öffnen lassen?“ fragte der Grieche, nachdem er Lord Evandale und Dr. Rumphius genügend Zeit gelassen hatte, all die Herrlichkeiten zu bewundern.

„Gewiß“, antwortete der junge Lord; „aber geben Sie acht, daß nichts von dem Deckel abgestoßen wird, denn ich will diesen Sarg mitnehmen und dem britischen Museum schenken.“

Mit der Anstrengung ihrer ganzen Kraft hoben die Diener den Deckel, und nach wenigen Minuten löste sich der Stein und glitt auf die bereitgehaltenen Träger hinab. Der geöffnete Sarkophag ließ den zweiten, luftdicht verschlossenen Sarg sehen. Dieser war bemalt und mit Gold und Hieroglyphen verziert. Man öffnete ihn, und Dr. Rumphius, der sich darüber beugte, stieß einen Schrei der Überraschung aus: „Ein Weib! Ein Weib!“

Auf welche Weise und durch welches Wunder kam eine weibliche Mumie in den königlichen Sarkophag, in diese herrliche Gruft, die wert war, den

berühmtesten und mächtigsten Pharaonen zu umschließen.

„Das stößt meine ganze Theorie um,“ sagte der Doktor, „das verwirft mein ganzes System über die ägyptischen Sitten! Wir stoßen hier wahrscheinlich auf einen unaufgeklärten Punkt, auf ein Geheimnis, das der Geschichte verlorengegangen ist! Nur ein Weib saß auf dem pharaonischen Throne und regierte über Ägypten, Tahoser, wenn man der Überlieferung Glauben schenken kann!“

„Niemand kann das Problem besser lösen als Sie, lieber Doktor!“ sagte der Lord. „Wir lassen diesen geheimnisvollen Sarg auf unsere Jacht schaffen, wo Sie mit aller Ruhe darüber nachdenken können.“

Die Diener hoben den Sarg auf eine Tragbahre, man verließ die Gruft, die die Mumie seit der Zeit Moses' umschlossen hatte, und brachte sie auf die Jacht, die die Forscher nach Ägypten getragen hatte und nun im Nil vor Anker lag.

Der Sarg wurde offen in der Mitte einer Kabine aufgestellt, und seine lebhaften Farben leuchteten so frisch, als wäre er erst gestern gemalt worden. Obgleich die Mumie ganz formlos war, zeichneten sich doch Kopf und Schultern deutlich ab. Eine Unmenge kleiner Flechten kamen unter den Bändern hervor und fielen zu beiden Seiten des Kopfes in schweren Massen herab. Eine Lotosblume schien dort herauszuwachsen, ihre blaue Blüte lag über der Stirn.

Ein breites Halsschild aus feinen, mit Gold gefaßten Steinen lag auf der Brust. Darunter lag der heilige Vogel mit dem Widderkopf, der zwischen seinen grünen Hörnern zwei rote Schlangen trug: die Sonnenkreise. Der Unterkörper war in bunte Windeln gewickelt, die, mit Federn geschmückt, an den Füßen in einen Fächer endeten.

Ein langer, mit Hieroglyphen beschriebener Streifen hing vom Gürtel bis zu den Füßen herab; er enthielt wahrscheinlich einige Formeln über den Totenritus oder die Namen und Eigenschaften der Verstorbenen. Ein geübtes Auge konnte an dem Stil der Zeichnung, den strengen Linien, den frischen Farben sehen, daß die Malerei aus der höchsten Blütezeit der ägyptischen Kunst stammte.

Nachdem der Lord und der Gelehrte diese erste feste Decke genügend bewundert hatten, hoben sie sie aus dem Sarg und stellten sie gegen die Wand der Kabine, wo die Hülle wie ein Gespenst aufrecht stehen blieb. Dr. Rumphius sah, mit der Schere in der Hand, wie ein Schatzgräber aus, als er die übrigen Windeln, eine nach der andern, durchschnitt; Lord Evandale sah aufmerksam und ruhig zu.

Nach geraumer Zeit hatte der Gelehrte alle Windeln zerschnitten, ein starker, wunderbar aromatischer Duft aus Cedernsaft, Sandelholz, Myrrhen und Zimt verbreitete sich in der Kabine. Dieser Körper war nicht mit schwarzem Harz präpariert wie die übrigen Mumien; die ganze Kunst der Einbalsamierer des alten Memnonia schien sich zu diesem Werke vereinigt zu haben.

Ein netzartiges Gewebe, unter dem sich deutlich die Züge des Gesichts abzeichneten, umhüllte den Kopf; die in Balsam getränkten Leinenstreifen hatten einen warmen gelben Ton angenommen. Von der Brust bis zu den Füßen zog sich ein dünnes kreuzartiges Gewebe aus feinen blauen Glasperlen hin, die mit kleinen Goldkörnern vermischt waren und eine Art Schweiß Tuch bildeten.

Unter dem Haupt lag ein Spiegel aus poliertem Metall, als wollte man der Toten Gelegenheit geben, ihre Schönheit während der langen Nächte zu bewundern. Daneben stand ein wunderbar gearbeitetes Kästchen aus emaillierter Erde, das von einem Band aus Elfenbeinringen, Goldperlen und Karneolen umwunden war. An die Seite des Körpers hatte man Sandelholzgefäße mit duftenden Narden gestellt, auch drei Schalen mit Schminke und rotem Puder, um die Wimpern zu färben und zu verlängern.

„Welch rührende Sorgfalt,“ rief beim Anblick dieser Schätze der entzückte Rumphius, „einer jungen Frau alle Toilettengegenstände mit ins Grab zu geben! Im Vergleich zu den Ägyptern sind wir wirklich Barbaren, wir haben den Sinn für die Toten verloren.“

„Vielleicht“, sagte Lord Evandale nachdenklich, „ist unsere Kultur, die wir so hoch schätzen, nur eine tiefe Decadence. Wir sind stolz auf ein paar mechanische Erfindungen und denken nicht mehr an diese kolossale Pracht, die kein Volk heute auszuführen vermag. Wir haben Dampfkraft, aber diese

Kraft ist schwächer als der Geist, der Pyramiden errichtete, Sphinx aus Felsen schnitt und ganze Säle mit einem einzigen Block bedecken konnte!“

„Oh!“ nickte Dr. Rumphius, „die Ägypter waren wunderbare Architekten, staunenswerte Künstler und tiefe Denker; die Priester aus Memphis und Theben waren unserer Wissenschaft in vielen Punkten voraus, aber wir werden ihnen ihre Geheimnisse schon ablernen! Der große Champollion hat uns ihr Alphabet entziffert, wir können ihre Granitbücher lesen. Jetzt aber wollen wir diese junge, dreitausend-jährige Schönheit mit größter Sorgfalt entkleiden.“

„Arme Lady!“ murmelte der junge Lord, „profane Augen werden deine geheimnisvollen Reize enthüllen, die vielleicht selbst die Liebe unentdeckt gelassen hat. Ja, wir sind trotz unserer Überhebung ebenso wild wie die Perser! Wenn ich damit diesen guten Doktor nicht unglücklich machen würde, würde ich dich wieder, ohne deinen letzten Schleier gehoben zu haben, in deinen dreifachen Sarg in das Grabgewölbe zurücktragen!“

Rumphius hob die Mumie aus ihren Umhüllungen, sie wog nicht mehr wie ein Kind. Er fing an, die Bänder abzuwickeln mit der Geschicklichkeit einer Mutter, die ihren Säugling sehen will; er löste zuerst die steifen Linnen, die mit Palmöl getränkt waren, und die breiten Bänder, die sich um den Körper wickelten; dann die schmälern Binden, die die Glieder der jungen Ägypterin umwanden. War ein Band abgewickelt, so erschienen neue, aus so feinem Lei-

nen und von solcher gleichmäßigen Webart, daß man sie nur mit unserem Batist und Musselin vergleichen konnte. Sie folgten genau den Konturen, umwanden Finger und Zehen an Händen und Füßen, verbargen wie eine Maske die Gesichtszüge. Der Balsam hatte sie fest gemacht, und sie knisterten, als der Doktor sie abwand.

Nur noch eine einzige Lage verhüllte den Körper, als der Gelehrte einen Augenblick innehielt, sei es aus Ehrfurcht vor dem Schamgefühl der Toten, sei es aus dem menschlichen Gefühl heraus, das uns hindert, das Siegel eines Briefes zu erbrechen, eine fremde Tür zu öffnen oder den Schleier zu heben, der ein Geheimnis deckt. Er setzte die Pause auf Rechnung der Müdigkeit und wirklich, der Schweiß lief ihm über Stirn und Wangen, ohne daß er daran dachte, sich mit einem umfangreichen blaukarierten Taschentuch abzutrocknen.

Nachdem die letzte Hülle gefallen war, zeigte sich das junge Weib in ihrer ganzen schüchternen Nacktheit ihrer schönen Formen, die trotz der Jahrtausende ihre Fülle und die ganze Grazie der reinen Linie bewahrt hatten. Ihre Haltung, verschieden von der aller bekannten Mumien, glich der der Venus von Medici; es war, als hätten die Einbalsamierer diesen reizenden Körper vor der traurigen Totenstellung bewahren und die steife Unbeweglichkeit mildern wollen. Die eine Hand berührte den jungfräulichen Busen, die andere verbarg das göttliche Dreieck, als ob die Tote selbst in dem Schatten der Gruft noch ihr Schamgefühl bewahrt habe.

Ein Bewunderungsruf entfuhr zu gleicher Zeit den Lippen Rumphius' und Evandales, als sie diese Schönheit erblickten.

Niemals hat eine griechische oder römische Statue eine so edle Rundung der Glieder gezeigt, der eigentümliche Charakter des ägyptischen Ideals gab dem schönen Körper, der so wunderbar erhalten war, eine Biegsamkeit und Schlankheit, die kein antiker Marmor hatte. Die Kleinheit der zierlichen Hände, die herrliche Form des schlanken Fußes mit den wie Achat glänzenden Nägeln, die Feinheit des Oberkörpers und die schmalen Hüften, die Rundung der Schenkel, die etwas langen Beine mit den zart modellierten Waden erinnerten an die elastische Grazie der Flötenspielerinnen und Tänzerinnen auf den Fresken, die in den unterirdischen Grüften von Theben hängen. Es waren jene kindlichen, zarten Formen mit der Reife des Weibes, die die ägyptische Kunst mit ewiger Anmut wiedergibt.

Gewöhnlich erinnern die mit Natron und Erdharz einbalsamierten Mumien an die schwarzen, in Ebenholz geschnitzten Götzenbilder; sie können nicht verwesen, aber das Aussehen des Lebens fehlt ihnen. Die Kadaver sind zwar nicht zu Asche zerfallen; aber sie sind in häßlicher Form versteinert, so daß man sie nicht ohne Ekel und Abscheu betrachten kann. Dieser Körper aber, der sorgfältig mit den teuersten Mitteln präpariert war, hatte die Elastizität des Fleisches, der Haut und fast die natürliche Farbe konserviert; die hellbraune Haut hatte den blonden Ton einer modernen Florentiner Bronze; und der ambra-

warme Ton, den man bei den Bildern von Giorgione und Tizian so bewundert, entsprach völlig dem Teint der jungen Ägypterin.

Sie schien eher zu schlafen, als tot zu sein, die Lider mit den langen Wimpern ließen zwischen den gefärbten Linien feuchtglänzende, fast lebende Augen sehen; man hätte glauben können, daß sie gerade aus einem sanften Traum erwache und ihren dreitausendjährigen Schlaf von sich abschüttelte. Die schmale feingeschnittene Nase hatte ihre reine Form behalten; die Wangen rundeten sich sanft ab; der blaßrot gefärbte Mund hatte seine unmerklichen Fältchen behalten, und über den wollüstigen Lippen lag ein melancholisches, geheimnisvolles Lächeln voller Traurigkeit, Süße und Lieblichkeit: ein sanftes und resigniertes Lächeln, wie man es auf dem zarten Mund der wunderbaren Köpfe auf den kanopischen Vasen im Louvre sehen kann.

Um die klare, niedere Stirn legten sich schwere blauschwarze Haare, die in unzählige feine Flechten geflochten bis über die Schultern herabfielen. Zwanzig goldene Nadeln, mit Diamanten besetzt, glänzten wie Blumen in diesen dunklen Wellen. Zwei große Ohrringe ließen ihr Feuer auf den braunen Wangen zittern. Ein herrliches Halsband aus drei Reihen heiliger Amulette von Gold und wertvollen Perlen umgab den Hals der Mumie, und tief auf die Brust fielen zwei andere Kolliers herab, deren Perlen mit Goldsternen, Lapis-Lazuli und Karneolen in steter Folge abwechselten. Ein Gürtel, der fast dieselbe Zeichnung hatte, umgab die schmalen Hüften.

Ein Armband aus einer doppelten Reihe Goldperlen und Karneolen umwand das linke Handgelenk, und an dem Zeigefinger dieser Hand funkelte ein ganz kleiner Goldkäfer, der auf einem feinen Golddraht saß.

Es ist ein seltsames Gefühl, sich einem menschlichen Wesen gegenüber zu sehen, das in einer Zeitepoche lebte, von der die Geschichte kaum etwas anderes als durch alte Sagen weiß, sich einer Schönheit gegenüber zu finden, die eine Zeitgenossin Moses' war und doch die entzückenden Formen der Jugend behalten hat; eine kleine weiche, noch von Wohlgerüchen duftende Hand zu berühren, die vielleicht ein Pharao geküßt hat; Haare streicheln zu können, die kostbarer wie Königreiche, stärker wie Granitmauern sind!

Beim Anblick der schönen Toten empfand der junge Lord ein Verlangen, das der Anblick eines Marmors oder eines Bildes oft hervorruft; er fühlte: diese würde er geliebt haben, wenn er dreitausend-fünfhundert Jahre früher gelebt hätte!

Der weniger poetische Doktor betrachtete den Schmuck, ohne ihn abzunehmen, denn Lord Evandale wünschte, daß man der Toten diese letzte Hülle lassen sollte.

Plötzlich bemerkte der Doktor unter dem Arm der Mumie einen zweiten Papyrus.

„Ah!“ rief er, „das ist zweifellos ein Totenlied, das die Begräbnisgebräuche enthält.“

Er entrollte mit unsagbarer Vorsicht die dünne

Rolle; nach den ersten Zeilen schien er jedoch stutzig zu werden; er fand weder die Figuren und Zeichen der gewöhnlichen Zeremonien, noch die Litanei der hundert Namen des Osiris, noch die Fürbitten an die Richter Amentis. Eigenartige Zeichen zeigten ihm etwas ganz anderes an, das sich mehr auf eine Lebensbeschreibung als auf die Seelenreise in die andere Welt bezog.

Einige Abschnitte waren rot geschrieben, andere schwarz. Eine Überschrift schien den Titel des Werkes oder den Namen des Verfassers zu enthalten.

„Wahrhaftig, Mylord, wir haben den Griechen Argyropulos bestohlen“, sagte Rumphius, indem er den Lord über seine Meinung in betreff des Papyrus aufklärte. „Es ist das erstemal, daß man ein ägyptisches Manuskript findet, das etwas anderes enthält als hieratische Formeln! Ah! ich werde es entziffern, und sollte ich darüber blind werden und sollte mein Bart dreimal um den Schreibtisch wachsen! Ja, ich werde dir dein Geheimnis entreißen, geheimnisvolles Ägypten; ich werde deine Geschichte kennenlernen, schöne Tote! Dieser Papyrus, den du mit deinem Arm auf das Herz preßtest, wird sie erzählen! Ich werde mich mit Ruhm bedecken, werde Champollion gleichgestellt werden, und Lepsius wird platzen vor Eifersucht!“

Dr. Rumphius und Lord Evandale kehrten nach Europa zurück; die wieder eingehüllte Mumie lag

in ihrem Doppelsarg in dem Parke des Lord Evandale in Lincolnshire; auch den Sarkophag aus Basalt hatte er mit großen Unkosten von Bilan-el-Moluk kommen lassen — dem Britischen Museum aber hat er nichts geschenkt. — Manchmal stützte sich der Lord auf die schweren Steine, er schien zu träumen und tief aufzuseufzen...

Nach dreijährigem mühseligen Studium war es Dr. Rumphius gelungen, den Papyrus fast ganz zu entziffern; hier seine Übersetzung.



II

Das hunderttorige Theben

Oph, das ist der ägyptische Name der Stadt, die die Griechen Theben mit den hundert Toren oder auch Diospolis Magna nannten, schien unter der glühendheißen Sonne eingeschlafen zu sein. Es war Mittag; ein weißes Licht fiel von dem blassen Himmel auf die von Hitze verdorrte Erde, der Boden glühte von dem Widerschein der Sonne wie glänzendes Metall, und der Schatten warf nur einen schmalen bläulichen Streifen auf die Gebäude, wie Tintenstriche auf einer Architektenzeichnung. Die Häuser mit den schrägen Wänden glühten wie gebrannte Ziegelsteine; die Türen waren geschlossen, und die Fenster waren mit Matten verhängt; kein Mensch war zu sehen.

Am Ende der verlassen^{en} Straße, über den Terrassen, zeichneten sich in der weißflimmernden Luft die Spitzen der Obelisk^{en} ab, die flachen Dächer der Paläste und die viereckigen Türme der Pylonen

vor den ägyptischen Tempeln, deren Kapitäle mit menschlichen Gesichtern oder Lotosblumen die gerade Linie der Hausdächer unterbrachen und sich wie Klippen über das Häusermeer erhoben.

Hier und dort ragte über die Mauer eines Gartens der Stamm einer Palme, deren Blätter unbeweglich in die Luft ragten; nicht der leiseste Windzug erfrischte die Luft. Die Akazien, Mimosen und Feigenbäume des Pharao sahen wie Blätterkaskaden aus und warfen einen geraden Schatten in das blendende Licht; ihre grünen Farben belebten und erfrischten etwas das starre Bild, das ohne sie das Aussehen einer toten Landschaft gehabt hätte.

Einige nahasische Sklaven mit schwarzer Hautfarbe, affenähnlichen Gesichtern und tierischen Bewegungen hielten allein der Mittagshitze stand, sie trugen aus dem Nil in großen Trögen, die an Stöcken über ihre Schultern hingen, Wasser hinauf; obwohl sie nur mit einem dünnen Lendenschurz bekleidet waren, tropften von ihrer blanken Haut große Schweißtropfen herab, sie sprangen rasch über die heißen Steine, die so glühend wie die Platten eines Schwitzbades waren, um die dicken Sohlen ihrer Füße nicht zu verbrennen. Die Fährleute schliefen in den Kabinen ihrer am Ufer des Flusses verankerten Barken: es würde sie ja doch niemand wecken, um sich an das andere Ufer in die alte Memnonstadt übersetzen zu lassen. Hoch in den Lüften kreisten Geier, deren scharfer Schrei durch die lautlose Stille schallte. Auf den Monumenten saßen zwei oder drei Ibis, ein Bein und

den Kopf unter den Flügeln versteckt, sie schienen über einen tiefen Gedanken zu grübeln, und ihr magerer Körper zeichnete sich auf dem weißen Blau der klaren Luft ab.

Aber nicht alles schlief in Theben; aus den Mauern eines großen Palastes, dessen flaches Dach eine lange Linie auf dem flammenden Himmel bildete, ertönte eine leise gedämpfte Musik. Die Musik hatte einen fremdartigen Klang: es war der Gesang einer traurigen Stimme, die Wollust und zartes Verlangen, Müdigkeit und Entmutigung ausdrückte.

Die Sklaven vergaßen der Prügel, die ihrer wartete, sie blieben stehen, um diesen süßen Gesang einzusatmen, der sie an ihr verlorenes Vaterland, an zerrissene Liebesbande und an die unübersteigbaren Hindernisse der ersehnten Flucht erinnerte.

Woher kam diese Musik, dieser verflogene Seufzer in die Stille der Stadt? Welch unruhiger Geist wachte, da alles ringsum schlief?

Der Palast lag an einem ziemlich großen Platz, die Besetzung konnte nur einer prinzlichen oder priesterlichen Familie gehören, das sah man sogleich an den starken Steinen, an dem sorgfältigen Aufbau und an dem Reichtum der Ornamente.

In der Mitte des Gebäudes erhob sich ein großer Pavillon mit zwei Flügeln, der von einem dreieckigen Dach bedeckt war. Ein breites Gesims überragte die Mauer, an der man nur eine Öffnung entdecken konnte: eine Tür, die nicht in der Mitte

eingelassen war, sondern an der Seite des Pavillons. Ein Aufsatz in demselben Stil wie das Dach krönte diese Pforte.

Aus der Mauer des Pavillons sprangen zwei Galerien vor, die von Säulen in phantastischer Form getragen wurden; der Fuß dieser Säulen stellte enorme Lotosknospen vor, die sich nach oben auszackten und riesige Staubgefäße herauswachsen ließen. Zwischen den Säulen sah man kleine Fensterchen aus buntem Glas. In diesen äußeren Galerien standen große Tonvasen mit Mandelblüten, poröse mit Wasser gefüllte Töpfe schaukelten an der Decke, um die Luft frisch zu erhalten. Tische trugen Berge von Früchten, Blumen und Trinkschalen in allen Formen: die Ägypter lieben es, im Freien zu speisen und ihre Mahlzeiten vor den Augen des Volkes einzunehmen.

Zu beiden Seiten dieses Vorbaues erhoben sich niedrigere Seitenflügel, die aus einer Reihe Säulen bestanden, so daß sie eine Promenade rings um das Haus bildeten. Ging man durch den Vorbau hindurch, so kam man in einen weiten Hof, den wieder ein Säulengang einfaßte. In der Mitte des Hofes glänzte in der Sonne ein kleines Wasserbassin, das mit Granit aus Syna eingefast war. Rosa und blaue Lotosblumen wiegten sich darin mit halbgeschlossenen Kelchen, als litten sie, trotz des Wassers, in dem sie sich badeten, unter der Hitze. Auf dem Rande waren Blumen in Fächerform gepflanzt und auf den geraden Wegen stolzierten Störche, die von

Zeit zu Zeit mit ihren Schnäbeln klapperten oder ihre Flügel ausbreiteten.

In den vier Ecken des Hofes standen große Lorbeerbäume, im Hintergrund führte ein Portal in einen Laubengang, der zu einem reich geschmückten Kiosk auslief. Rechts und links von dem Laubengang grüntten Granatbäume, Tamarinden, Mimosen und Akazien, deren Blüten wie bunte Funken auf dem grünen Hintergrund schimmerten.

Die leise, süße Musik, von der wir schon sprachen, ertönte aus einem Gemach, das auf den inneren Hof führte. Eine mattlila Farbe bedeckte die Wände dieses Zimmers, um dessen Decke ein Kranz von goldenen Palmblättern und Blumen lief. Im Hintergrund, nahe an der Wand, stand ein Bett von wunderlicher Form, das einen mit Straußenfedern geschmückten Ochs darstellte; hinter dem Nacken plattete sich der Rücken ab; dort lag eine dünne rote Matratze. Vor dem Bett stand eine vierstufige Treppe; am Kopfende richtete sich wagerecht ein halbmondförmiges Kopfkissen auf, auf dem das Haupt ruhen konnte, ohne daß die Haare verwirrt wurden.

In der Mitte des Zimmers, auf einem ausgehöhlten Sockel, stand ein kostbar gearbeiteter Tisch, der ganz mit Metallspiegeln, gerippten Kannen mit rotem Puder, Schminkpasteln, in Form einer langgestreckten weiblichen Figur, Ahorndosen mit Parfüm und anderen Sachen bedeckt war.

Neben dem Tisch saß auf einem vergoldeten

Sessel, dessen Lehnen wie Löwentatzen geschnitzt waren, ein junges Mädchen von wunderbarer Schönheit in lässiger, trauriger Haltung.

Ihre feinen Züge zeigten den reinsten ägyptischen Typus; ein goldiger, rosiger Ton färbte ihre Wangen, große schwarze Augen, die durch einen Strich von rotem Puder noch größer erschienen, strahlten eine unsagbare Melancholie aus. Diese großen dunklen Augen mit den gefärbten Lidern nahmen sich wunderbar in dem zarten, fast kindlichen Gesicht aus. Ihr halboffener, granatroter Mund ließ zwischen den Lippen den feuchten bläulichen Glanz der Zähne schimmern, er zeigte jenes schmerzliche Lächeln, das den ägyptischen Zügen einen so sympathischen Reiz gibt. Die an der Wurzel leicht eingedrückte Nase war so fein geschnitten, daß jede Göttin stolz darauf gewesen wäre, das Kinn zeigte einen vornehmen Schnitt und rundete sich wie poliertes Elfenbein, die samtartigen Wangen liehen dem Gesicht einen süßen und außerordentlich reizvollen Ausdruck.

Das schöne Mädchen trug einen eigenartigen Kopfschmuck in der Form eines Perlhuhns, das seine Flügel bis zu den Schultern senkte und das Köpfchen über die Stirne erhob, während der Schwanz bis auf den Nacken hinunter hing.

Die schweren, schwarzen, kordelartig geflochtenen Haare hingen zu beiden Seiten ihres Gesichtes herab; in dem tiefen Schatten dieser Haare leuchteten große Goldscheiben an den Ohren. Ein breites



Schild, das, von mehreren Reihen Steinen, Goldperlen und Karneolen umgeben, Fische und Eidechsen in geprägtem Gold zeigte, bedeckte die Brust und den Halsansatz, der leuchtend hervorschimerte. Das weite Gewand schloß unter der Brust an und endete in langen Franzen. Armbänder aus Lapis-Lazuli, mit Goldperlen untermischt, schmückten ihre zarten Handgelenke, während die schmalen Füße mit den langen Zehen in kleinen weißledernen, goldgestickten Schuhen staken.

Neben Tahoser, so hieß die junge Ägypterin, kniete eine Harfenspielerin; ein buntes Tuch hielt ihre Haare und rahmte das lächelnde, geheimnisvolle Gesicht wie die Maske einer Sphinx ein. Ein durchsichtiger Stoff legte sich eng um den zarten schlanken Körper, das Gewand ging nur bis an die Brust und ließ Schultern, Brüste und Arme nackt.

Ihre Harfe war sichelförmig gebogen und ruhte auf einer Art Resonanzboden, der mit Ornamenten reich verziert war und nach vorn in einen geschnitzten Hathorkopf auslief; die Saiten liefen diagonal und zitterten unter den schlanken Fingern des Mädchens, das sich manchmal graziös vornüber bog, als wolle es in die klingenden Wellen der Musik eintauchen oder den entfliehenden Tönen nacheilen.

Hinter ihr saß ein anderes Mädchen, das fast nackt unter ihrem leichten weißen Schleier, der den bronzefarbenen Körper durchschimmern ließ, erschien; sie spielte auf einer Art dreisaitiger Mandoline mit langem Halse.

Ein drittes Mädchen mit langem, schwerem Haar begleitete den Takt auf einer Zimbel, einem runden Holzrahmen, der mit einer Eselshaut bespannt war.

Die Harfenspielerin sang zu dieser Begleitung eine klagende Melodie mit unsagbar süßer, trauriger Stimme. Das Lied war eine Liebeshymne an einen Unbekannten, eine Klage über die Härte der Götter und die Grausamkeit des Schicksals.

Tahoser stützte ihren Arm auf die Sessellehne, lehnte die Wange in die Hand und hörte verstört dem Gesange zu; manchmal seufzte sie auf, so daß sich das funkelnde Brustschild hob, eine Träne glänzte dann in ihren Augen, und die kleinen Zähne zerbissen die Unterlippe, als wolle sie gegen ihre Bewegung ankämpfen.

„Satu,“ rief sie, indem sie in die Hände klatschte, so daß die Spielerin sofort innehielt und mit der flachen Hand die schwingenden Saiten dämpfte, — „dein Gesang macht mich krank und verdreht mir den Kopf wie ein betäubender Duft. Die Saiten deiner Harfe scheinen mit den Fibern meines Herzens verbunden zu sein, denn sie tönen schmerzlich in meiner Brust nach; du machst mich traurig, denn es ist meine Seele, die in deiner Musik klagt: wer kann dir mein Geheimnis verraten haben?“

„Herrin,“ antwortete die Harfenspielerin, „Dichter und Saitenspieler wissen alles, die Götter verraten ihnen die verborgensten Dinge; sie sagen das, was die Seele fühlt und was die Zunge nicht auszusprechen vermag. Aber wenn mein Gesang dich

traurig macht, so will ich in dir fröhlichere Gedanken erwecken.“

Und Satu griff mit froher Lust in die Saiten, und auf einen lebhaften Rhythmus, den die Zimbeln mit schnellen Schlägen begleiteten, sang sie ein Lied, das den Wein, den Rausch des Duftes und die Wollust des Tanzes pries.

Einige der Mädchen, die rings auf Sesseln mit blauen Schwanenhälsen saßen oder auf roten Kissen knieten, bewahrten bei der Musik Satus eine schmachttende, hingebende Haltung; andere zitterten, blähten die Nasenflügel und saugten den magischen Rhythmus ein, sie sprangen auf die Füße und fingen wie von einer höheren Gewalt getrieben zu tanzen an.

Die breiten Goldreifen schlugen auf ihre Brüste, und durch ihre langen, perlenbestickten Gewänder sah man die goldgelben Leiber; sie beugten sich, drehten die Hüften, lehnten sich zurück, knieten und erhoben sich wieder, bedeckten die Brust mit den Händen, breiteten die Arme aus und bewegten ihre schlanken Füße in kleinen, ruckweisen Bewegungen, gewiegt von den Wellen der Musik.

Die Dienerinnen hatten sich aufgerichtet und waren zurückgetreten, um den Tänzerinnen Platz zu machen, sie markierten den Takt, indem sie mit den Fingern knackten oder in die Hände klatschten. Diese Mädchen waren ganz nackt und trugen nur Armbänder und Blumen in den Haaren.

Aber Satu hatte sich in der Macht ihrer Kunst getäuscht. Die fröhliche Musik schien die Melan-

cholie Tahosers nur noch mehr zum Ausdruck gebracht zu haben. Eine Träne lief ihr über die schöne Wange, wie ein Tautropfen über eine Seelilie, sie verbarg das Gesicht an der Brust ihrer Lieblingsgespielin, die neben dem Sessel ihrer Herrin lehnte; sie schluchzte, wie eine einsame Taube girtt.

„Oh! Nofre, ich bin so traurig und unglücklich!“



III

Der Triumphzug des Pharao

Die Harfenspielerin, die beiden Musikantinnen, die Tänzerinnen und die Dienerinnen zogen sich langsam und geräuschlos zurück. Als alle verschwunden waren, sagte die Favoritin zu ihrer Herrin in weichem, beruhigendem Ton, wie eine junge Mutter, die die kleinen Sorgen ihres Kindes einwiegt:

„Was hast du, liebe Herrin, daß du traurig und unglücklich bist? Bist du nicht jung, schön und frei? Hat dir dein Vater, der Oberpriester Petamunoph, dessen Mumie in einer kostbaren Gruft ruht, nicht große Reichtümer hinterlassen, über die du nach Belieben verfügen kannst? Dein Palast ist sehr schön, deine Gärten sind groß und mit klarem Wasser befeuchtet. Deine hölzernen und bronzenen Truhen enthalten Halsketten, Brustschilder, Arm- und Beinreifen und fein gearbeitete Ringe; deiner Gewänder und Diademe sind so viele, wie die Tage des Jahres. Hopi-Mu, der Vater des Wassers, bewässert deine Besitzungen, über die ein Geier einen

ganzen Tag lang fliegen kann! Aber dein Herz, anstatt sich froh dem Leben zu erschließen, wie die Knospe einer Lotosblume im Monate der Hathor oder der Chaïak, verschließt sich und zieht sich schmerzlich zusammen.“

Tahoser antwortete:

„Oh, gewiß! Die Götter haben mich begünstigt; aber was nützen mir all die Dinge, wenn ich nicht das eine habe, das ich möchte? Ein unerfüllter Wunsch macht den Reichen so arm in seinem goldgemalten Palast; inmitten seiner Schätze, wie den ärmsten Arbeiter in Memnonia, der das Blut mit dem Löffel aus den Kadavern schöpft, so arm wie den halbnackten Neger, der auf dem Nil auf einem elenden Boote in der Mittagshitze rudern muß!“

Nofre lächelte und sagte schelmisch:

„Ist es möglich, Herrin, daß eine deiner Launen nicht sofort erfüllt werden kann? Wenn du einen Schmuck wünschst, so gib dem Arbeiter eine Barre reinen Goldes, Karneolen, Lapis-Lazuli und Blutsteine, und er wird dir das Gewünschte anfertigen; ebenso bekommst du Kleider, Wagen, Wohlgerüche, Blumen und Saitenspiele. Deine Sklaven von Philae in Heliopolis suchen für dich das Schönste und Seltenste, was es gibt; und wenn Ägypten deinen Wunsch nicht erfüllen kann, so werden dir die Karawanen alles vom Ende der Welt herbeschaffen!“

Tahoser senkte das Haupt und schien unzufrieden über die Verständnislosigkeit ihrer Vertrauten zu sein.

„Verzeih mir, Herrin!“ sagte Nofre, als sie merkte, daß sie sich auf falscher Fährte befand, — „ich vergaß dir zu sagen, daß der Pharao seit beinahe vier Monaten in Oberäthiopien ist, und daß der schöne Offizier, der niemals vorübergeht, ohne den Kopf zu heben und seinen Schritt zu mäßigen, den König begleitet hat. Wie gut er aussieht in seiner Kriegsrüstung! Wie schön, jung und aufmerksam er ist!“

Tahoser öffnete die Lippen, als wolle sie sprechen, aber eine Blutwelle färbte ihre Wangen, sie senkte das Haupt wieder, und die Worte blieben in der Kehle stecken.

Die Gefährtin glaubte das Richtige getroffen zu haben und fuhr fort:

„In diesem Fall, meine liebe Herrin, wird dein Schmerz vergehen! Diesen Morgen hat ein Vorläufer die siegreiche Rückkehr des Königs verkündet, er kommt noch vor dem Sonnenuntergang. Hörst du nicht schon das Geräusch der Wagen? Schon versammelt sich das Volk am Ufer des Flusses, um hinüberzufahren und ihm entgegenzugehen. Schüttele deine Schwermut ab, laß uns das schöne Schauspiel betrachten! Wenn man traurig ist, soll man unter die Menge eilen. Die Einsamkeit vergrößert noch den Kummer! Von seinem Kriegswagen aus wird dir Ahmosis zulächeln, und du wirst fröhlicher in deinen Palast zurückkehren!“

„Ahmosis liebt mich,“ antwortete Tahoser, „aber ich liebe ihn nicht!“

„Das ist die Rede aller jungen Mädchen,“ sagte

Nofre, der der junge Krieger sehr gefiel. In der Tat, Ahmosis war schön; er hatte ein stolzes, regelmäßig geschnittenes Gesicht, seine großen Augen waren schwarz, seine Wangen glänzten wie orientalischer Alabaster, die schön geschwungenen Lippen, die Haltung seiner hohen Gestalt, seine breite Brust, die schmalen Hüften und die starken Arme — das alles war ganz dazu angetan, die größten Schwierigkeiten zu überwinden — aber Tahoser liebte ihn nicht, was auch Nofre denken mochte.

Plötzlich durchfuhr ein Gedanke den Kopf des jungen Mädchens: sie schüttelte ihre Lässigkeit ab und schnellte von ihrem Sitz empor mit einer Lebhaftigkeit, die man nach der krankhaften Schwäche, mit der sie dem Tanz und der Musik zugehört hatte, nicht erwarten konnte.

Nofre kniete zu ihren Füßen, die sie mit aufgekrümmten Schuhen bekleidete, stäubte dann duftenden Puder auf ihre Haare, legte ihr Schlangearmbänder und Käferringe an, tat auf ihre Wangen ein wenig grüne Farbe, die bei der Berührung mit der Haut zum schönsten Rosa wurde; polierte die Nägel, ordnete die Falten ihrer Gewänder und rief dann den Dienern zu, die Barke zurechtzumachen, um mit Wagen und Gespann zum anderen Ufer des Nils überzusetzen.

Der Palast Tahosers lag dicht am Nil, von dem er nur durch den Garten getrennt war. Die Tochter Petamunophs folgte, auf Nofre gestützt, den Dienern durch den Laubengang. Sie gelangten auf einen Kai

aus Ziegelsteinen, auf dem eine große Volksmenge auf die Schiffe wartete, die sie übersetzen sollten.

Oph, die kolossale Stadt, beherbergte bald nur noch Kranke, Greise, Lahme und Sklaven, die das Haus bewachen mußten; durch die Straßen, Plätze und Alleen bewegte sich ein wahrer Menschenstrom dem Nil zu. Meist waren es Ägypter, leicht erkenntlich an ihrem reinen Profil, an der schlanken, hohen Gestalt und den feinen leinenen Gewändern.

Die übrigen Rassen gewährten einen fremdartigen Anblick: basaltschwarze Neger vom oberen Nil mit Elfenbeinarmbändern und großen Ohrringen, dunkle Äthiopier mit wilden, unruhigen Mienen, wie reißende Tiere. Asiaten mit hellgelber Hautfarbe und blauen Augen schritten in weiten Gewändern daher; Pelasger mit Tierfellen um die Schultern ließen ihre seltsam tätowierten Arme und Beine sehen und trugen Vogelfedern auf dem Kopfe.

Hinter der Menge kamen Priester in würdigem Schritt mit ihren glatt rasierten Köpfen, ein Pantherfell um den Leib; in der Hand trugen sie einen Stab aus Akazienholz, der mit hieroglyphischen Zeichen bedeckt war. Dann Soldaten mit dem Dolch an der Seite, dem Schild auf dem Rücken und ein bronzenes Schlachtbeil in der Faust; auch hohe Würdenträger mit der Ehrenkette, tief begrüßt von den Sklaven. An den Mauern drängten sich arme halbnackte Weiber mit trauriger Miene, mit den Kindern auf den gekrümmten Rücken, während schöne Freudenmädchen, von drei oder vier Dienerinnen begleitet, stolz vorüberschritten.

Sänften wurden von Äthiopiern in schnellem rhythmischen Schritt vorübergetragen; dazwischen fuhren leichte Wagen, mit Pferden bespannt, oder Ochsesgespanne, die ganze Familien beförderten.

Ein ungewöhnliches Treiben herrschte auf dem Nil, von dem kaum noch ein Streifen Wasser zu sehen war; so war er mit Schiffen aller Art bedeckt; von der fürstlichen Barke, dem bemalten und vergoldeten Boot bis zu den kleinen Kähnen aus Papyrus. Man hatte selbst die Transportschiffe nicht verschmäht.

Es war aber auch keine Kleinigkeit, von einem Ufer zum andern mehr wie eine Million Menschen überzusetzen, es gehörte dazu die ganze Geschicklichkeit der thebanischen Fährleute.

Die Bauart der Barken war ebenso verschieden wie seltsam: die einen endeten in einer großen Lotosblume, die anderen teilten sich hinten und spitzten sich vorn zu, andere waren mit Plattformen versehen, auf denen der Steuermann stand. Die Schiffe, die für den Transport der Tiere und Wagen bestimmt waren, lagen Seite an Seite und waren durch Planken verbunden. Die erschreckten Pferde stampften mit den Hufen, die Ochsen schauten wild in den Fluß und ließen sich nur schwer von ihren Führern besänftigen.

Die Rudermeister gaben den Takt für die Ruderer an, indem sie in die Hände klatschten, die Steuerleute standen auf dem Hinterschiff und riefen laut ihre Befehle. Manchmal aber stießen die Boote trotz

aller Vorsicht zusammen, und dann begannen die Führer zu schimpfen und schlugen mit den Rudern aufeinander los.

Dies farbenprächtige Bild — Tausende von weiß gestrichenen und mit grünen, blauen oder roten Ornamenten bemalten Fahrzeugen voller Männer und Frauen in buntfarbenen Gewändern — sah in dem hellen Licht der ägyptischen Sonne ganz wunderbar in seiner Lebendigkeit aus; das aufgeschäumte, flimmernde, spiegelnde Wasser glich einer in tausend Scherben zerbrochenen Sonne.

Die schöne Tahoser bestieg ihre Barke, die kostbar ausgestattet war; in der Mitte erhob sich eine Kabine mit einem flachen Dach. Ein kleines Gemach mit spitzem Dach war im Stern des Schiffes angebracht; die Vorderseite des Schiffes bildete eine Art Altar, der mit Malereien verziert war. Das Steuer bestand aus zwei Rudern, die in einem geschnitzten Hathorkopf ausliefen. An dem Mast blähte sich in dem leichten Winde ein längliches buntbemaltes Segel, das an zwei Rahen befestigt war.

Das Schiff fuhr langsam mitten durch die Barken, die wie umgefallene Käfer mit den Rudern krabbelten, es glitt sorglos durch all das Geschrei und Geschimpfe; seine überwiegende Kraft ließ es Zusammenstöße mit kleinen Fahrzeugen leicht aushalten. Bald war die Barke den anderen Schiffen voraus und erreichte das andere Ufer. Das Boot, das den Wagen mit dem Gespann brachte, hielt fast zu gleicher Zeit dort an: die Ochsen wurden über die

Landungsbrücke geführt und von den Dienern in wenigen Minuten angeschirrt.

Diese weißen, schwarzgefleckten Ochsen waren an eine Deichsel mit breiten Lederriemen gespannt, die ihnen um den Hals lagen und mit dem Bauchriemen verbunden waren. Ihre hohen Schultern, ihre breite Stirn und Brust, ihre kräftigen Beine, die kleinen Hufe und der Schwanz mit der schön gekämmten Quaste zeugten von reiner Rasse: sie hatten die majestätische Ruhe der geheiligten Stiere des Apis. Der leichtgebaute Wagen faßte drei Personen; er war halbkreisförmig gebaut und mit Malereien und goldenen Ornamenten in zierlichen Bogen reich verziert.

Nofre stand über den Rand des Wagens gelehnt, in der Hand die Zügel der Ochsen, die wie Pferde geschirrt waren; Tahoser stand unbeweglich neben Nofre und hielt sich an dem Rand mit den ringgeschmückten Händen fest.

Diese beiden schönen Mädchen, wovon die eine unter Gold und kostbaren Steinen fast verschwand, die andere kaum von der durchsichtigen Tunika verhüllt wurde, bildeten eine reizende Gruppe auf dem farbenblitzenden Wagen. Acht oder zehn nur mit einem schräggestreiften Schurzfell bekleidete Diener begleiteten sie zu Fuß.

Auf dieser Seite des Flusses war das Gewühl nicht weniger groß; die Bewohner von Memnonia und den umliegenden Orten strömten ebenfalls herbei, und jede Sekunde entstiegen den Barken neue Ankömm-

linge. Unzählige Wagen fuhren mit ihren wie Sonnen glänzenden Rädern dem heimkehrenden Pharao entgegen.

Der Rahmen war dieses Bildes würdig. Inmitten der grünen Palmenlandschaft tauchten die Erholungshäuser, Paläste und Pavillons auf, von Mimosen und Feigenbäumen umgeben. Große Wasserteiche spiegelten die Sonne, Weinlaub rankte sich an den Gittern empor; in der Mitte aber erhob sich gigantisch die Silhouette des Palastes des Rhamses-Meïamun mit seinen kantigen Türmen, den enormen Mauern, den gemalten Masten, deren Wimpel im Winde flatterten; weiter nördlich thronten zwei Kolosse in ewiger Unbeweglichkeit, Granitberge in menschlicher Form, vor dem Eingang des Amnophium; sie verbargen halb die Grabstätte des Oberpriesters und ließen weiter hinten den Palast des Menephtha durchblicken.

In der Nähe des libyschen Vorgebirges stieg auf dem Viertel Memnonia, wo die Kolchyten, Paraschisten und Tarichenten wohnten, der schwarze Dampf aus den Natronöfen in die blaue Luft; denn die Arbeit des Todes ruhte nie. Bandagen wurden präpariert, die Särge mit Hieroglyphen bedeckt, und die kalten Leichen lagen auf dem Totenbett ausgestreckt und warteten auf ihre letzte, ewige Toilette. Am Horizont aber streckte sich die libysche Bergkette gegen die klare Luft hin, die Abhänge waren mit Syringen bewachsen.

Wenn man sich zum andern Ufer wandte, erblickte man ein gleich herrliches Panorama; die

Sonnenstrahlen färbten in rotem Licht den gigantischen Nordpalast, der mit seiner gewaltigen Granitmasse und der riesenhaften Säulenkette sich über die flachen Häuser erhob.

Zur linken Seite lag der Tempel des Ammon und etwas nach rechts der Tempel des Khons und der Tempel des Oph; eine gewaltige Grabstätte lag in der Mitte, zwei Obeliskten standen am Eingang einer Allee von zweitausend Sphinxen mit Löwenkörpern und Vogelköpfen, die zum Südpalast führte.

Dazwischen breitete sich, so weit das Auge reichte, die Stadt Oph mit ihren Palästen, Priesterschulen und Wohnhäusern aus.

Tahoser betrachtete zerstreut das Landschaftsbild, aber als sie an einem Haus, das fast ganz in üppigem Laubgrün verschwand, vorüberfuhr, erwachte sie aus ihrer Lethargie; ihr Blick schien ein bekanntes Gesicht auf den Terrassen oder Galerien zu suchen.

Ein junger schöner Mann lehnte lässig an einer Säule des Pavillons und betrachtete die vorbeieilende Menge; sein dunkles Auge sah den Wagen Tahosers nicht.

Die kleine Hand der Priestertochter krallte sich nervös in den Rand des Wagens. Ihre Wangen waren unter der dünnen Schminke erblaßt, und sie atmete rasch den belebenden Duft der Lotosblumen ein, die sie in der Hand trug.

Trotz ihres Scharfsinns hatte Nofre den unheilvollen Einfluß, den der Unbekannte auf ihre Herrin

ausübte, nicht bemerkt: sie hatte weder die Blässe noch das Erröten gesehen, weder das Aufleuchten des Auges noch das Klirren ihres Brustschildes auf der wogenden Brust; ihre ganze Aufmerksamkeit war ihrem Gespann zugewandt, das sie mit großer Mühe durch die dichte Menschenmenge lenkte.

Endlich kam der Wagen auf dem Manöverplatz an, der von Soldaten frei gehalten wurde, hinter dieser lebenden Mauer standen die Wagen und Sänften, von ihren Führern und Sklaven bewacht.

Tahoser und Nofre, denen die Diener Platz geschaffen hatten, standen auf einer Erhöhung, so daß sie den Zug unter sich vorbeiziehen lassen konnten.

Ein dumpfes Geräusch, wie das Brausen des Meeres, ließ sich in der Ferne hören und übertönte das Lärmen der Menge, wie das Gebrüll des Löwen das Heulen eines Rudels von Schakalen zum Schweigen bringt. Bald hörte man das Geräusch der Instrumente neben dem Dröhnen des Erdbodens, das durch die Räder der Kriegswagen und den rhythmischen Schritt der Fußtruppen hervorgerufen wurde; ein schwarzer Dunst bedeckte den Himmel an der Seite, woher der Zug kam; kein Luftzug regte sich, selbst die zartesten Blättchen der Palmen blieben so bewegungslos, als wenn sie aus Granit gemeißelt wären, nicht ein Haar bewegte sich an den feuchten Schläfen der Frauen.

Der Tumult wurde immer größer; große Staubwolken flogen auf, und die ersten Reihen der Musikanten zeigten sich zur großen Befriedigung der Menge, die trotz ihrer Ergebenheit für die pharaoni-

sche Majestät zu ermüden anfang. Unter dieser Sonne würde jeder andere vom Hitzschlag getroffen sein, der nicht solch ägyptischen Schädel besaß.

Der Vortrab der Musikanten hielt einen Augenblick an; die Versammlung der Priester, die Oberhäupter der Stadt Theben überschritten den Platz, um dem Pharao entgegenzugehen.

Der erste Haufen der Musiker schritt vorüber, sie bliesen einen Triumphmarsch auf kurzen goldschimmernden Trompeten. Der Anzug der Bläser bestand aus einer Art kurzen Tunika, die an den Hüften mit einem Gürtel gehalten wurde, dessen Enden vorn herabfielen; ein Band mit zwei Straußenfedern schnürte ihre dichte Haarmasse zusammen. Diese Federn erinnerten an die Fühlhörner der Käfer und gaben ihrem Träger eine wunderliche Ähnlichkeit mit einem Insekt.

Die Trommelschläger, mit einem einfachen Rock bekleidet, waren bis zum Gürtel nackt, sie schlugen mit Holzstöcken aus Feigenbaumholz die Eselshaut ihrer runden Trommeln, die an einem Kupferband hingen; ein Trommelschläger ging voran und gab ihnen durch Händeklatschen den Rhythmus an. Nach diesen kamen die Klapperspieler, die ihre Instrumente mit plötzlichen Stößen schüttelten, so daß die Metallringe an die vier Bronzestäbchen klangen. Die Tamburinschläger trugen ihre länglichen Instrumente an einem Band um den Hals und schlugen mit der flachen Hand auf die straff gespannte Haut.

Jede Musikantengruppe zählte mindestens zweihundert Mann, und doch war das orkanartige Geräusch, das die Trompeten, Trommeln, Klappern und Tamburins hervorriefen und das gewiß jedes menschliche Trommelfell in einem engen Raum zersprengt hätte, nicht zu laut unter der weiten Kuppel dieses Himmels und unter all dem lärmenden Volk.

Achthundert Musikanten — — das war gewiß nicht zuviel für den Pharao, den Schützling des Sonnengottes Ammon-Ra, der in Kolossen aus Basalt und Granit von siebzig Armlängen Höhe verewigt, dessen Name in den Leisten der Monumente eingeschrieben war, dessen in Stein gehauene Lebensgeschichte an den Säulenhallen, auf den Pylonen der Tempel, auf den Reliefs und Fresken zu lesen war!

Nach der Musik kamen die gefesselten Gefangenen, fremdartige Erscheinungen mit tierischen Gesichtern, schwarzer Hautfarbe und krausen Haaren, mehr Affen als Menschen!

Sie waren nach Landessitte gekleidet, unter den Hüften fiel ein Rock herab, der durch buntgestickte Riemen über den Schultern gehalten wurde.

Eine erfinderische, phantastische Grausamkeit hatte diese Gefangenen zusammengekoppelt; die einen waren hinter dem Rücken mit den Ellenbogen zusammengekettet; die andern mit über den Kopf gekreuzten Händen. Diese lagen mit den Handgelenken in Klötzen; jene erstickten fast in einem engen Halsband oder in einem Strick, der eine ganze Reihe hintereinander fesselte. Es schien, als ob man sich ein Vergnügen daraus machte, soviel wie möglich

die menschliche Haltung zu erschweren. So schritten die Unglücklichen mit unbeholfenen Schritten vor ihren Besiegern einher, die blutunterlaufenen Augen rollend wanden sie sich vor Schmerzen.

Die Aufseher hielten mit Rutenschlägen die Ordnung aufrecht. Schwarzbraune Weiber mit langen Zöpfen, die ihre Kinder auf dem Rücken trugen, folgten traurig und gebückt.

Darauf kamen die Fahnenträger, die an vergoldeten Stöcken die Banner mit den heiligen Habichten, den Hathorköpfen und Straußenfedern, den beflügelten Ziegen, Krokodilen und anderen religiösen oder kriegerischen Symbolen trugen. Von den Standarten wehten lange weiße Fahnen mit schwarzen Punkten lustig in der Luft.

Bei dem Anblick der Fahnen, die den Pharao ankündigten, streckten die Priester und die Vornehmen der Stadt bittend ihre Hände aus. Einige ließen sich auf die Knie sinken und reckten die Arme in die Höhe, andere streckten sich sogar lang auf dem Boden aus und legten ihre Stirn in den Staub; das Volk wehte dazu mit den Palmwedeln.

Ein Herold, der in der Hand eine Rolle hielt, die ganz mit hieroglyphischen Zeichen bedeckt war, schritt ganz allein zwischen den Fahnenträgern und Rauchkesselschwingern, die der königlichen Sänfte vorangingen.

Er verkündigte mit schallender Stimme die Siege des Pharao; er sprach von den Schlachten, von der Zahl der Gefangenen und erbeuteten Kriegswagen, von der Beute an Goldstaub, Elfenbein, Straußenfedern,

Wohlgerüchen, Giraffen, Löwen, Pantheren und anderen Tieren; er las die Namen der getödteten Häuptlinge vor, die von den Pfeilen oder Wurfspießen Seiner Majestät, des Lieblings des Sonnengottes, gefallen waren.

Bei jeder neuen Verkündigung stieß das Volk ein ungeheures Beifallsgemurmel aus und warf die langen Palmzweige auf den Weg des Siegers.

Endlich erschien der Pharao.

Die Priester verbeugten sich in gleichen Zwischenräumen und schwangen ihre Rauchfässer, nachdem sie auf die brennende Kohle in dem kleinen bronzenen Kesselchen Wohlgerüche geträufelt hatten.

Zwölf Hauptleute, den Kopf mit einer Haube bedeckt, die eine Straußenfeder überragte, den Leib nackt, die Lenden in einem steifgefalteten Schurz, hoben mit einer Hand eine Art Behang, der von der Sänfte herunterhing.

Zu beiden Seiten der Sänfte bewegten vier Fächerträger riesige halbkreisförmige Federfächer; zwei Priester trugen ein großes reichverziertes Füllhorn, aus dem eine große Garbe von riesigen Lotosblumen herauswuchs.

Der Pharao trug eine hohe Mitra auf dem Kopfe, auf deren blauem Grunde kleine Pünktchen funkelten, die Vogelaugen glichen; sie formten drei Kreise, einen schwarzen, einen weißen und einen roten. Ein karminroter und ein gelber Streifen schmückte den Rand, vorn lag eine symbolische Natter im goldenen Ring, die auf die Stirn des Pharao züngelte; zwei lange Flechten von roter Farbe hingen über

seine Schultern und vervollständigten den Kopfschmuck in majestätischer Pracht.

Ein breites Halsband aus sieben Reihen kostbarer Perlen und Goldkugeln hing auf die Brust des Pharaos hinab und strahlte ein lebhaftes Feuer aus. Als Obergewand trug er ein rot und schwarz kariertes Jäckchen, dessen Enden sich mehrere Male um den Oberkörper wanden; die bis zur Hälfte des Oberarms reichenden Ärmel, in gleichlaufenden Linien mit Gold, Rot und Blau gestickt, ließen die runden starken Arme sehen. Die rechte Hand war von einer mehrfach um sich selbst geschlungenen goldenen Schlange geziert und hielt ein goldenes Szepter, das in einer Lotosblume auslief. Der übrige Körper war in ein feines Gewand gehüllt, das an den Hüften durch einen Gürtel gehalten wurde, der aus Emaille und Goldschuppen zusammengesetzt war. Rund gekrümmte Sandalen saßen an seinen wohlgeformten langen Füßen.

Sein bartloses glattes Gesicht mit den großen reinen Zügen, die für jede menschliche Aufregung unempfindlich schienen, seine totenhafte Blässe, seine fest zusammengepreßten Lippen, seine enormen Augen, die durch die langen Wimpern noch größer schienen, kurz, seine ganze Persönlichkeit flößte mit ihrer starren Ruhe einen furchterregenden Respekt ein. Man hätte glauben können, daß dieser starre Blick nur die Ewigkeit schaue, daß er die ihn umgebenden Gegenstände überhaupt nicht sähe.

Die vollkommene Macht, das Gefühl, jeden Wunsch erfüllt zu sehen, die Einsamkeit des Halbgottes, der

keinen Rivalen unter den Sterblichen kennt, der Ekel vor Bewunderung hatten für immer dieses Gesicht mit einer ewigen Milde und einem steinernen Lächeln gezeichnet. Der Seelenverdammer Osiris konnte kein majestätischeres und gleichgültigeres Aussehen haben.

Ein großer zahmer Löwe lag zur Seite des Thrones, er hielt seine großen Tatzen wie die Sphinx auf ihrem Piedestal und blinzelte mit den gelben Augen.

An der Sänfte war eine Schnur befestigt, die sie mit den Kriegswagen der besiegten Häuptlinge verband, der König schien sie hinter sich zu ziehen, wie eine Herde Tiere am Strick. Die besiegten Fürsten, mit wildem und düsterem Ausdruck, mit auf dem Rücken zusammengeschnürten Ellenbogen, schwankten bei jeder Bewegung der Wagen hin und her.

Dann kamen die Kriegswagen der jungen Prinzen aus königlichem Geblüt. Sie waren mit Rassepferden von edler eleganter Form, feinen Gliedmaßen, nervösen Nüstern und büstenartig geschorenen Mähnen bespannt, die paarweis aneinandergeschirrt waren und auf ihren gesenkten Köpfen rote Federbüsche und metallene Stirnreifen trugen. Eine geschweifte Deichsel hing an Riemen über den scharlachroten Schabracken, die von zwei Panneaux mit erzenen Kugeln überragt und durch ein leicht geschweiftes Joch miteinander verbunden waren; ein Bauchriemen, ein reichgesticktes Brustschild und blau und rot gestreifte Zügel vervollständigten dieses graziöse, solide und leichte Geschirr.

Die Wagen waren rot und grün gemalt und mit Platten und Halbkugeln aus Bronze verziert, an beiden Seiten hingen Köcher, von denen einer mit Wurfspießen, der andere mit Pfeilen gefüllt war. Auf jeder Seite war ein plastischer vergoldeter Löwe angebracht, der mit sprungbereiten Tatzen und fletschenden Zähnen sich auf einen Feind zu stürzen schien.

Die jungen Prinzen trugen ein Band um das Haupt geschlungen, um das sich die königliche Natter wand; eine Tunika, die am Halse und auf den Ärmeln mit reicher bunter Stickerei verziert war, und um die Hüften einen ledernen Gürtel mit Metallschnalle. Darin stak ein langer Dolch mit dreifacher Schneide und eingekerbtem Griff, der in einen Sperberkopf endete.

Den Prinzen folgten die Wagen der Ägypter, zwanzig Tausend, von je zwei Pferden gezogen, auf jedem standen drei Mann. Je zehn Wagen fuhren in einer Reihe, so daß die Deichseln sich beinahe berührten.

Der Hufschlag der Pferde, das Rollen der mit Bronzeplatten beschlagenen Wagen, das Klirren der Waffen gab diesem Heer etwas Imposantes und Großartiges, das den standhaftesten Feind erschüttern mußte. Die Sturmhauben, Federn und Köcher, die Panzer mit grünen, roten und gelben Schuppen, die vergoldeten Bogen, die erzenen Schwerter flammten wie Feuer in der blendenden Sonne, die über der libyschen Hügelkette wie ein großes Auge des Osiris stand; und man fühlte, daß der Anprall

eines solchen Heeres Völker vor sich herfegen würde, wie der Sturm ein welkes Blatt.

Nach dem Kriegswagen kamen die Fußsoldaten, die in geordneten Reihen marschierten, den Köcher über der linken Schulter, Lanze, Bogen und Schleuder in der rechten Hand. Ihr Kopf war mit einer Mütze bedeckt, die mit Haarbüschchen verziert war, ihre blutroten Körper waren mit einem Krokodilhautschurz bekleidet. Ihr strenges Aussehen, die stramme Haltung und der auf ihren Kleidern liegende Wüstenstaub flößten eine große Hochachtung für ihre Mannszucht und ihren Mut ein. Mit solchen Soldaten konnte Ägypten die ganze Welt erobern. Dann folgten die Söldner, an der barbarischen Form ihrer Helme erkennbar, sie trugen Schwerter mit langen Schneiden und gespaltene Beile.

Der Herold kündete nun das Nahen der Kriegsbeute an, die von Sklaven auf Tragbahren getragen wurde. Dann kamen die Tierbändiger, die an Leinen Panther, Leoparden, Strauße, Giraffen und braune Bären hinter sich herzogen.

Als der Pharao an der Stelle, wo Tahoser mit Nofre stand, vorüberkam, hatte er langsam sein schwarzes Auge hinübergewandt; keine Muskel hatte sich in seinem Gesicht verändert, die Maske war unbeweglich geblieben, aber seine Augen hatten begehrllich aufgeblitzt. Seine Hand erhob sich von der Lehne des Thrones, er gab einem seiner Diener ein Zeichen, indem er mit den Augen auf die Tochter des Oberpriesters zeigte. Dann zog er weiter.

Schon lange war der König vor seinem Palast angekommen, und der Zug nahm noch immer kein Ende. Währenddessen war die Nacht plötzlich herabgesunken. Auf dem klaren Azur des Himmels leuchteten nach und nach unzählige Sterne auf, deren Schein auf dem Nil zitterte.

Die letzten Kohorten des Heeres rollten noch lange wie die Ringe einer gigantischen Schlange dahin, als schon Tahosers Barke vor der Landungsbrücke ihres Palastes hielt.



IV

Das Siegesmahl

Der Pharao hielt vor seinem Palast, der auf der linken Seite des Nilufers, nicht weit von dem Manöverplatz lag.

In der blauen Nachtstimmung sah das mächtige Gebäude noch gewaltiger aus. Ein absolutes Machtgefühl verband sich mit diesen unerschütterlichen Massen, von denen die Zeit abglitt wie ein Wassertropfen von einem Marmorblock.

Ein großer Hof, von dicken Mauern umgeben, lag um den Palast; im Hintergrund dieses Hofes ragten zwei hohe Säulen empor, durch die man in einen zweiten Hof kam. Zwischen den Säulen erhob sich eine große Pforte, die mehr für Granitkolosse als für Menschen gemacht zu sein schien. In der Mitte eines dritten Hofes breitete sich dann der gewaltige, majestätische Palast aus. Mächtige Flügel überragten das Portal, ihre Dächer hoben sich stolz gegen das libysche Vorgebirge ab. Über dem Eingang des Palastes, der von Sphinxen bewacht wurde, sah man drei Reihen viereckiger Fenster.

Die Palastoffiziere, die Eunuchen, Diener und Sklaven waren dem Könige entgegengeeilt und erwarteten ihn kniend auf dem Pflaster des Hofes; Gefangene, aus der häßlichen Rasse der Scheto, trugen Salz und mit Olivenöl gefüllte Urnen oder standen, Fackeln tragend, vor dem ersten Hof. Man brachte eine Treppe und stellte sie vor die Sänfte; der Pharao erhob sich und blieb einen Augenblick auf dem von Menschen getragenen Piedestal stehen; er wurde halb von den Fackeln, halb von dem aufgehenden Mond beschienen. In seinem von Steinen blitzenden Gewand sah er wie Osiris oder, besser noch, wie Typhon aus; dann stieg er die Treppe hinab und verschwand in seinem Palast.

Er durchschritt die Reihen der Sklaven und Sklavinnen und trat in den inneren Palasthof ein, der von enormen Säulen, mit Hieroglyphen bedeckt, umgeben war, von dort trat er in den großen Saal, der mit ausgesuchter Pracht geziert war. Auf den Wänden waren Bilder in grellen Farben angebracht, die Szenen aus dem Leben des Königs darstellten: man sah den Pharao auf seinem Thron sitzen und mit einer seiner Frauen, die nackt vor ihm stand, Schach spielen. Auf einem andern Bild streckte der Pharao den Arm aus und berührte mit der Hand das Kinn eines jungen Mädchens, das nur mit einem Halsband und einem Armband bekleidet war und ihm einen duftenden Blumenstrauß hinhielt. Andere Gemälde stellten Musikantinnen und Tänzerinnen dar, Frauen im Bade, die von Sklavinnen abgerieben und mit Wohlgerüchen gesalbt wurden.

In der Mitte des Saales stand ein runder Tisch aus Porphyr, der unter einer Fülle von Urnen, Trinkschalen und Vasen fast zusammenbrach. Im Hintergrund erhob sich der Thronsessel Pharaos, von vier Statuetten getragen. An beiden Seiten standen die Sessel der Fürsten.

Der König betrat langsam den Saal und setzte sich auf seinen Thron, ohne daß auch nur eine Wimper bei den Freudenrufen der Frauen gezuckt hätte, er betrachtete auch die knienden Wesen zu seinen Füßen nicht. Er saß da mit auf die Knie gelegten Hände in ernster, fast göttlicher Haltung.

Die jungen Prinzen, die so schön wie Frauen waren, nahmen zu beiden Seiten Platz. Die Diener lösten ihre Brustschilder, Gürtel und Schwerter, gossen Wohlgerüche auf ihr Haar, rieben ihre Arme mit duftendem Öl und reichten ihnen Blumengirlanden.

Schöne nackte Sklavinnen, deren schlanker kindlicher Körper nur einen schmalen Gürtel trug, der keinen ihrer Reize verbarg, näherten sich, eine Lotosblume im Haar und eine Weinschale in der Hand, dem Pharao und salbten seine Schultern, Arme und Seiten mit Palmöl ein. Andere fächelten ihm mit Straußenfederfächern Kühlung zu, wieder andere ließen ihn den Duft der Wasserlilien einatmen. All diese zärtlichen Sorgen verrichteten sie mit tiefer Ergebenheit, einer Art furchtsamen Respektes, wie einer Gottheit, die aus Mitleid zu ihnen herabgestiegen war.

Die Frauen erhoben sich aus ihren gebeugten

Stellungen und setzten sich auf die schön geschnitzten und bemalten Sessel, sie bildeten so eine graziöse Linie, die jeden Maler begeistert hätte.

Die einen waren mit weißen durchsichtigen Tuniken bekleidet, deren kurze Ärmel die Arme nackt ließen; die anderen waren bis zum Gürtel nackt und trugen mattlila oder rote und mit Perlen bestickte Röcke; wieder andere waren mit duftigen Gewändern umhüllt, die eng um ihren schönen Körper lagen; oder sie trugen nur Ketten von blauen, grünen oder roten Steinen. Ihre Haartrachten waren ebenso verschieden: bald wanden sich die Haare in Spiralen herunter, bald waren sie in drei Teile geteilt, der eine Strang lag auf dem Rücken, und die beiden andern hingen zu beiden Seiten der Wangen hinab; andere trugen die Haare in Locken und mit Goldfäden vermischt.

Alle aber hielten in der Hand eine blaue, rosa oder weiße Lotosblume, deren scharfen, betäubenden Duft sie gierig einatmeten. Vor ihnen hockten schwarze und weiße Sklavinnen, die Krokusgirlanden mit weißen und gelben Blüten oder silberne Schalen mit Wein hielten.

Auch der Pharao nahm eine solche Schale und befeuchtete seine Lippen mit dem starken Getränk.

Dann ertönten die Harfen, Lyren, Flöten und Mandolinen und begleiteten den Siegesgesang der Sänger, die sich vor dem Throne auf die Knie gelassen hatten.

Das Festmahl begann. Die Gerichte wurden von

Äthiopiern vor die Gäste hingestellt; bronzene Platten, kostbare Holzgefäße, gemaltes oder emailliertes Geschirr war mit Fleisch von Ochsen und Antilopen, von Gänsen und Fischen, mit Pasteten, Honigkuchen und Granatäpfeln bedeckt. Girlanden schmückten die Platten, Blumen die Trinkschalen, und in der Mitte des Tisches erhob sich eine große Vase mit Myrten, Granaten, Winden, Heliotrop und Jasminzweigen, die ihre Farben und ihren Duft vermischten. Selbst unter den Tischen standen Lotostöpfe, Blumen, Blumen, überall Blumen; die Frauen trugen sie am Halse, in den Haaren, als Armbänder und Halsketten; die Lampen schimmerten zwischen großen Sträußen; das Geschirr verschwand unter Blättern und Blüten: es war eine gewaltige Blumenorgie, eine kolossale Schwelgerei in Blumendüften, wie sie kein anderes Volk der Welt je gekannt hat.

Jeden Augenblick brachten Sklaven ganze Gärten von neuen Blumen heran, während andere Diener auf die Kohlen der Räucherpfannen Narde und Zimt streuten.

Als die Platten, die wie Vögel oder Fische geformten Schalen mit Saucen und die elfenbeinernen oder bronzenen Gabeln und Messer abgetragen waren, wuschen sich die Gäste die Hände, und das Trinkgelage begann.

Musikantinnen kamen, eine weite durchsichtige Tunika über dem zarten schlanken Körper, ein Band um Stirn und Haare, eine Lotosblume an den Schläfen, mit Ohringen, Halsketten und Armbändern.

Tänzerinnen erschienen, schlank und biegsam wie

Schlangen; mit großen leuchtenden Augen unter schwarzen Wimpern und langen wehenden Haaren.

Sie tanzten einen langsamen, wollüstigen Tanz, es lag eine faule Grazie in ihren Bewegungen. Aber unter den Klängen der Bronzeschellen, Zimbeln und Trommeln wurden ihre Bewegungen immer schneller. Der Pharao würdigte ihre Kunst mit keinem Blick; seine sorgenvollen träumerischen Augen sahen starr vor sich her.

Die Tänzerinnen zogen sich erhitzt und verstört zurück, sie preßten die Hände auf die wogende Brust.

Den mißgestalteten Zwergen mit den krummen Beinen, deren Grimassen manchmal die Falten aus dem Antlitz des Pharao verwischen konnten, erging es nicht besser: ihre Fratzen erweckten heute kein Lächeln auf dem steinernen Gesicht.

Frauen, nur mit einem kleinen Fez bedeckt, an dem drei lange Kordeln mit Quasten hingen, ließen ihre Kraft und Gewandtheit sehen, sie wanden sich zu einem Bogen, berührten den Boden mit den Schultern, ohne die Füße zu regen und hoben in dieser Stellung ihre Gefährtinnen auf. Andere jonglierten mit Bällen; eine, die Geschickteste, verband ihre Augen und fing so die Kugeln auf, ohne je fehlzugreifen. Auch diese Kunststücke ließen den Pharao kalt. Er fand ebensowenig Geschmack an den Kämpfen der Männer und dem Werfen der Dolche, die mit wunderbarer Geschicklichkeit das Ziel trafen. Er stieß selbst das Schachbrett fort, das ihm die schöne Twea bot, und vergeblich mach-

ten Amensa, Taïa und Hont-Recha schüchterne zärtliche Versuche: der Pharao erhob sich und zog sich in seine Gemächer zurück, ohne ein Wort gesagt zu haben.

Auf der Schwelle erschien der Diener, dem der Pharao den Wink auf dem Platze gegeben hatte, als er Tahoser sah.

Er sagte: „O König, Liebling der Götter, ich habe mich von der Sänfte entfernt, bin über den Nil in einer schmalen Papyrusbarke gefahren und dem Schiffe des Mädchens gefolgt, auf dem dein Blick geruht hat: es ist Tahoser, die Tochter des Priesters Petamunoph!“

Der Pharao lächelte und sagte: „Es ist gut! Ich gebe dir einen Wagen und Pferde und einen Halsschmuck aus Lapis-Lazuli, Karneolen und Gold.“

Währenddessen rissen die verlassenen Frauen ihre Blumen aus dem Haar, zerrissen ihre Gewänder und weinten auf den glänzenden Steinplatten, die wie Spiegel ihre schönen Körper zurückwarfen. Sie klagten: „Eine dieser schrecklichen Barbarinnen muß wohl das Herz unseres Herrn gestohlen haben!“

Tahosers Flucht

Auf dem linken Nilufer stand das Landhaus Poëris, des jungen Mannes, der Tahoser so verwirrt hatte. Es war eine bedeutende Besetzung, die am Ufer des Flusses, zwischen den ersten Ausläufern des libyschen Gebirges lag.

Eine Mauer umschloß den Garten, die Getreidehäuser, die Vorratskammern und das Wohnhaus; drei Türen führten auf verschiedenen Seiten durch diese Mauer; an der Stelle der vierten Tür erhob sich eine kleine Villa, die mit einer Front auf den Garten und mit der andern auf die Straße blickte.

Dieses Landhaus glich keinem thebanischen Gebäude: der Baumeister, der es erbaute, hatte ihm weder den schweren Stil, noch das prunkhafte Aussehen gegeben; eine leichte Eleganz, eine erfrischende Einfachheit, etwas Ländliches wirkte harmonisch zu dem Grün und der Stille.

Der Unterbau, der vom Nil bei seinem Austritt bespült wurde, war aus Stein erbaut, der Rest war aus Ahornholz. Schlanke Säulen strebten leicht bis

zum Sims hinauf, alles war mit frischer, freundlicher Farbe gemalt. Vor der Mauer stand eine Reihe Bäume, die kurz geschnitten waren und einen Schutz gegen den sandigen Südwind bildeten, der heiß von der Wüste herkam.

Vor dem Landhaus grünte eine große Weinlaube; Steinsäulen mit Lotoskapitälen standen dort in gleichen Abständen, die Reben rankten sich von einer zur andern und formten so einen langen Laubengang, unter dem man Kühlung vor den Sonnenstrahlen fand.

Zu beiden Seiten lagen Teiche, auf deren klarer Oberfläche Blumen und Wasservögel schaukelten. Am Ufer stand ein Kiosk, dessen leichtes Dach auf Säulen ruhte, dort konnte man die Frische des Morgens und des Abends einatmen.

Das Haus und der Garten hatten ein friedliches, glückliches Aussehen. Das Laub der Bäume war frisch, die Farben der Blumen leuchtend, und die Luft und das Licht badeten die Besetzung mit erfrischendem Atem; der Kontrast dieses üppigen Laubes mit dem grellweißen Gebirge war so berückend, daß man Lust bekam, hier seine Zelte aufzuschlagen.

Die Thür des Pavillons öffnete sich, und Poëri erschien auf der Schwelle. Obwohl er nach ägyptischer Sitte gekleidet war, zeigten seine Züge einen anderen Typus. Seine feine Nase, seine glatten Wangen, seine ernsten schmalen Lippen und der ovale Schnitt seines Gesichtes waren ganz verschieden von den afrikanischen Nasen, den vorspringenden

Backenknochen, dem dicken Mund und dem breiten Gesicht der Ägypter. Auch die Hautfarbe war anders: blaß wie Oliven; seine Augen waren dunkelblau; die Haare waren loser und weicher und lockten sich weniger rebellisch; die Schultern waren nicht so hoch wie die der Ägypter.

Es war eine fremdartige Schönheit, die die Tochter des Oberpriesters gefangen genommen hatte. Seit dem Tage, an dem sie zufällig Poëri erblickt hatte, war sie oft an seinem Hause vorübergefahren, wenn er abends auf der Veranda von seiner Arbeit ausruhte.

Aber obgleich sie ihre schönsten Gewänder anzog, den kostbarsten Halsschmuck anlegte, ihre Arme mit wertvollen Armbändern umwand und in ihre Haare Blumen steckte, niemals schien Poëri sie gesehen zu haben. Er schien ihre Liebe zu verachten, die doch der Pharao selbst gerne teuer erkauft hätte: für Tahoser hätte er Twea, Taïa, Amensa und Hont-Recha, alle seine asiatischen Gefangenen, Gold und Silber, Kriegswagen, sein Heer, sein Zepter und alles gegeben, bis auf seine Grabstätte, an der seit seiner Regierung Tausende von Sklaven arbeiteten.

Die Liebe ist in den heißen Regionen, in dem Feuerwind, anders als an den nördlichen Flüssen; es ist kein Blut, es ist Feuer, das dort in den Adern rollt: auch Tahoser siechte dahin, obgleich sie starke Düfte einatmete, sich in Blumen vergrub und betäubende Getränke zu sich nahm. Die Musik langweilte sie; sie fand kein Vergnügen mehr an den

VI

Tahosers Lied

Tahoser erhob sich bei den freundlichen Worten Poëris. Eine Blutwelle färbte ihre vorher so bleichen Wangen: die Scham kam mit der Hoffnung zurück. Sie errötete über ihr Tun, zu dem sie die Liebe gezwungen hatte, und zögerte, die Schwelle zu überschreiten, was sie im Traume schon so oft getan: das jungfräuliche Gewissen, das von der Leidenschaft erstickt worden war, erwachte vor der Wirklichkeit.

Der junge Mann glaubte, daß nur Schüchternheit und Unglück Tahoser daran hinderten, sein Haus zu betreten, er sagte mit einer weichen, melancholischen und fremdartigen Stimme:

„Komm, junges Mädchen, zittere nicht so; meine Wohnung ist so groß, daß sie auch dich aufnehmen kann. Wenn du müde bist, ruhe dich aus; wenn du Durst hast, sollen dir meine Diener frisches Wasser bringen; wenn du Hunger hast, werden sie dir Weizenbrot, Feigen und Datteln geben.“

Tahoser trat ein, und Poëri führte sie in ein Zim-

mer des Unterhauses, dessen Wände unten weiß gemalt waren, während grüne Zweige empor wuchsen und oben Lotosblumen trugen. Eine feine Rohrmatte bedeckte den Boden; in jeder Ecke des Gemaches standen große Vasen mit Blumen, die ihren Duft in dem kühlen Dämmerlicht ausströmten. Im Hintergrund stand ein geschnitztes Ruhebett. Zwei Rohrsessel, eine Fußbank mit drei Füßen, ein länglicher Tisch mit einer geschnitzten Blumenleiste, auf dem eine Vase mit rosa und blauen Lotosblumen stand, — das war die ganze Einrichtung.

Poëri setzte sich auf das Ruhebett. Tahoser kniete vor dem jungen Mann nieder, der sie mit wohlwollenden Augen betrachtete.

Sie sah entzückend aus: das Kopftuch war nach hinten gefallen und enthüllte die schweren, von einem weißen Band gehaltenen Haare und das süße, traurige Gesichtchen. Die ärmellose Tunika ließ die schönen Arme bis zu den Schultern frei.

„Ich nenne mich Poëri,“ sagte der junge Mann, „ich bin der Verwalter der Krongüter und habe das Recht, in meinen Haaren die vergoldeten Hörner des Widders zu tragen.“

„Ich heiße Hora,“ antwortete Tahoser, die sich schnell eine kleine Fabel erdichtet hatte; „meine Eltern sind tot, und ihr Vermögen ist von den Gläubigern beschlagnahmt worden, die mir nur soviel zurückließen, um ihr Begräbnis zu bezahlen. Ich bin einsam und ohne Mittel zurückgeblieben, wenn du mich aufnehmen willst, werde ich dir dankbar sein: ich bin in allen weiblichen Arbeiten bewandert,

obgleich meine frühere Stellung mich nicht genötigt hat, sie zu verwerten. Ich kann spinnen und bunte Tücher weben, Blumen und Ornamente sticken; ich kann auch, wenn du von deiner Arbeit ermüdet bist, dich mit Gesängen erfreuen und Harfe und Mandoline spielen.“

„Hora, sei willkommen!“ sagte der junge Mann. „Du wirst dich nicht überanstrengen bei mir, denn du bist zart. Unter meinen Dienerinnen sind gute und kluge Mädchen, die dir gefallen werden und die dich in das ländliche Leben des Hauses einweihen werden. Vielleicht wird dir das Glück eines Tages wieder aufgehen, wenn nicht, so bleibe hier in Frieden: der von Gott gesandte Gast ist heilig.“

Nach diesen Worten erhob sich Poëri, um sich dem Dank der angeblichen Hora zu entziehen, die sich zu seinen Füßen geworfen hatte und diese dankbar küßte; aber die Liebe in ihr verdrängte den Dank, und ihre roten Lippen vermochten sich kaum von seinen schönen Füßen zu trennen.

Bevor er fortging, um die Arbeiten seiner Besetzungen zu bewachen, wandte sich Poëri noch einmal um und sagte:

„Bleibe hier, bis ich dir ein Gemach angewiesen habe, ich werde dir durch einen Diener Essen schicken.“

Dann ging er mit ruhigen Schritten von dannen. Die Arbeiter begrüßten ihn freudig, man sah deutlich, daß er ihnen ein guter Herr war. Manchmal hielt er an, gab einen Befehl und ließ seine Augen umherschweifen. Tahoser, die ihn bis zur Tür be-

gleitet hatte, war dort stehengeblieben und sah ihm nach, bis er ihren Augen entschwunden war.

Ein Diener brachte ihr auf einem Tablett Gänsefleisch, Brot und Feigen, dazu eine Schale frisches Myrtenwasser.

„Das schickt dir der Herr; iß, damit du gesund wirst.“

Tahoser hatte keinen Hunger, aber um ihre Rolle zu spielen, mußte sie Appetit zeigen. So aß sie und trank einen großen Schluck frischen Wassers.

Als der Diener gegangen war, nahm sie ihre frühere Stellung wieder ein. Tausend Gedanken wogten in ihrem jungen Kopf: bald bereute ihr jungfräuliches Schamgefühl diesen Schritt; bald war sie in ihrer verliebten Leidenschaft über ihren Mut entzückt. Sie dachte: Ich bin unter seinem Dach, ich werde ihn immer sehen und seine Schönheit genießen können, ich werde seine liebe Stimme hören! Aber er, der mich nicht gesehen hat, als ich mit dem kostbaren Schmuck an seiner Villa vorüberfuhr, wie eine Königin von einem Heer von Dienern begleitet, wird er jetzt das arme Mädchen, das er mitleidig aufgenommen hat, beachten?

Was mein Reichtum nicht vollbracht hat, kann es jetzt mein Elend erreichen? Vielleicht bin ich häßlich, und Nofre belog mich nur und schmeichelte mir, wenn sie mir versicherte, daß es von den Quellen des Nils bis zu seiner Mündung ins Meer kein schöneres Mädchen als ihre Herrin gäbe. — — Nein, ich bin schön: die heißen Augen der Männer haben es mir tausendmal verraten und noch

mehr die neidischen Augen der Frauen, die an mir vorübergingen! Wird er mich aber jemals lieben? Er würde ein altes Weib ebenso freundlich empfangen haben als mich. Tahoser, die Tochter des Oberpriesters Petamunoph, die jeder andere erkannt hätte, nur er nicht!

Diese Gedanken ließen den Mut Tahosers sinken; dann aber sagte sie sich wieder, daß ihre Schönheit, ihre Jugend und ihre Liebe dieses gefühllose Herz besiegen würden; sie würde aufmerksam und unterwürfig sein, ihre elenden Gewänder mit so viel Grazie tragen, daß Poëri nicht widerstehen könne. Dann wollte sie ihm sagen, daß die einfache Dienerin ein Mädchen von hoher Herkunft wäre, Sklaven, Ländereien und Paläste besäße. Im Traume schuf sie sich so ein Leben voller Glück.

Sie erhob sich und ging zu einem der Teiche. Dort kniete sie nieder und wusch Gesicht und Schultern; das Wasser warf ihr Bild wie durch einen Nebelschleier zurück.

Sie pflückte zwei oder drei Lotosblumen und flocht die Stiele in das weiße Stirnband, dieser einfache Kopfschmuck sah entzückender aus als alle Künste Nofres. Als sie fertig war und sich frisch und strahlend erhob, richtete sich ein Ibis auf, der sie bis dahin ernsthaft betrachtet hatte, er schlug ein paarmal seine Flügel auseinander, als wolle er ihr dadurch seinen Beifall ausdrücken.

Tahoser ging in das Gemach zurück, um Poëri zu erwarten. Der Himmel war dunkelblau; betäubende Düfte von Blumen und Pflanzen erfüllten die

Luft; Schmetterlinge und Vögel jagten einander. Die Gärtner kamen und gingen; Diener eilten hin und her, mit Korn und Gemüse beladen; andere fingen am Fuße der Feigenbäume die Früchte in Bastkörben auf, die ihnen die abgerichteten Affen aus den Wipfeln der Bäume hinabwarfen.

Tahoser betrachtete entzückt diese frische Natur, deren Frieden in ihre Seele einzog: „Oh! wie süß muß es sein, hier geliebt zu werden, inmitten dieses Lichts, dieser Blumen und Wohlgerüche!“

Poëri kam von seinem Rundgang zurück, er ging in sein Zimmer, um die heißen Stunden des Tages dort auszuruhen. Tahoser folgte ihm schüchtern und blieb an der Tür stehen, bereit, wieder fortzugehen; aber Poëri bedeutete ihr, zu bleiben.

Sie trat näher und kniete sich auf der Matte nieder.

„Du hast mir gesagt, Hora, daß du auf der Mandoline zu spielen verstehst; nimm das Instrument, das dort hängt, und sing mir eine der alten, süßen langsamen Weisen vor, denn der Schlummer ist voll schöner Träume, wenn die Musik ihn einwiegt.“

Die Tochter Petamunophs nahm die Mandoline herab, näherte sich dem Ruhebett, auf das sich Poëri geworfen hatte, und ließ die Finger über die langen Saiten gleiten. Sie präludierte einige Akkorde, dann sang sie mit reiner Stimme ein altes ägyptisches Lied mit einem ständigen Kehrreim, der dem Lied etwas Rührendes und Weiches verlieh.

„Wahrhaftig!“ sagte Poëri, indem er seine dunklen blauen Augen auf das junge Mädchen erhob,

Nach einer langen Betrachtung beugte sich die fast sinnlose Tahoser über die Stirn des Schläfers, hielt ihren Atem zurück, preßte ihre Hand auf ihr Herz und hauchte einen leisen Kuß auf seine Stirn, dann erhob sie sich beschämt und errötend.

Der Schläfer hatte wohl den Kuß durch seinen Traum gefühlt; er seufzte und sagte auf hebräisch: „O Rahel, geliebte Rahel!“

Glücklicherweise verstand Tahoser die in fremder Sprache geflüsterten Worte nicht; sie nahm den Fächer aus Palmblättern wieder und hoffte und fürchtete zugleich, daß Poëri aufwachen möge.



VII

Die Flucht Tahosers wird bemerkt

Als Nofre, die zu Füßen ihrer Herrin auf einem kleinen Bett schlief, aufwachte, erstaunt, daß Tahoser sie nicht wie gewöhnlich anrief, sah sie das Bett leer. Tahoser stand gewöhnlich spät auf und verließ nie ohne Hilfe ihrer Frauen das Bett, was war also geschehen?

Nofre warf bestürzt ein leichtes Gewand über, zog ihre Bastschuhe an und eilte hinaus, um ihre Herrin zu suchen.

Sie ging zuerst in die beiden Innenhöfe, da sie hoffte, Tahoser hätte die Morgenfrische unter dem Laubengang genießen wollen. Aber Tahoser war nicht dort.

„Ich will in den Garten gehen,“ sagte Nofre; „sie hat vielleicht den Tau auf den Blumen und Pflanzen sehen wollen.“

Aber auch hier war sie nicht. Sie eilte zu dem Wasserbassin, vielleicht wollte Tahoser ein Bad nehmen, wie sie es oft mit ihren Gefährtinnen tat. Die breiten Blätter der Wasserlilien lagen ruhig auf der

Oberfläche; die Enten tauchten ihre blauen Häuse in das ruhige Wasser und begrüßten Nofre mit freudigem Geschnatter. Die treue Dienerin fing an, sich ernsthaft zu beunruhigen; sie weckte das ganze Haus; die Sklaven und Sklavinnen eilten aus ihren Zellen, suchten alle Terrassen ab, durcheilten jedes Zimmer, Nofre öffnete in ihrer Verwirrung selbst die Koffer und Truhen, als könnte ihre Herrin sich dort versteckt haben.

Tahoser war bestimmt nicht im Palast.

Ein alter Diener hatte den Gedanken, den Boden in den Alleen nach den Fußabdrücken seiner Herrin abzusuchen; denn die schwere Tür nach der Stadt war zu und zeigte deutlich genug, daß Tahoser von dieser Seite den Palast nicht verlassen haben konnte. Freilich war auch Nofre überall herumgelaufen und hatte die Fußabdrücke ihrer Sandalen hinterlassen; aber der alte Suhem erkannte sogleich neben diesen Fußstapfen einen leichten Eindruck, der schmaler und kleiner war. Er verfolgte diese Fährte, die ihn unter den Laubengang bis zu der Tür führte, die zum Flusse ging.

Der Riegel war zurückgeschoben, und die Tür stand ein wenig offen; hier war sie also hinausgegangen.

Dann hörten die Eindrücke ganz auf, denn der Kai war aus Stein. Der Ruderer, der Tahoser übersetzt hatte, war noch nicht zurückgekehrt, die andern schliefen, und als man sie weckte, behaupteten sie, niemand gesehen zu haben. Nur einer sagte, daß ein ärmlich gekleidetes Mädchen aus

dem niederen Volk sich im ersten Morgengrauen an das andere Ufer habe fahren lassen.

Seine Beschreibung paßte nicht zu der reichgekleideten Tahoser, entmutigt kehrte der treue Diener mit Nofre zurück.

Die Diener und Dienerinnen warfen sich zur Erde, hielten eine Hand gegen den Himmel und stützten die andere auf die Erde. Alle riefen wie ein Chor von Leidtragenden: „O Unglück! Unglück! Die Herrin ist fort!“

„Bei Oms, dem Höllenhund! Ich werde sie finden,“ sagte der alte Suhem, „und müßte ich lebend in die Unterwelt! Sie war uns eine gute Gebieterin; sie gab uns Nahrung im Überfluß und plagte uns nicht mit zu schwerer Arbeit, in ihrem Dienst fühlte sich der Sklave als freier Mann.“

„O Unglück! Unglück!“ wiederholten die Frauen und Männer und streuten Staub auf ihre Haare.

„Ach! meine liebe Herrin, wer weiß, wo du jetzt bist?“ rief die weinende Nofre. „Vielleicht hat ein Zauberer dich aus deinem Palast geholt, um dich zu opfern; er wird deinen schönen Leib zerreißen und dein zuckendes Herz öffnen, wird den Rest den Krokodilen zum Fraße vorwerfen, so daß deine Seele am Auferstehungstage den Körper nicht mehr finden kann! Du wirst nicht bei der Mumie deines Vaters, in der für dich bestimmten Gruft ruhen!“

„Beruhige dich, Nofre,“ sagte der alte Suhem, „mach’ uns nicht noch mehr unglücklich! Tahoser kann ja wiederkommen. Vielleicht wird sie gleich

lächelnd und fröhlich mit Blumen bekränzt erscheinen!“

Suhem setzte sich nieder, vergrub sein Gesicht in den Händen und schien nachzudenken. Nach einer Weile sagte er zu Nofre:

„Deine Herrin ist verliebt!“

„Wer hat dir das gesagt?“ rief Nofre, die allein in dem Herzen Tahosers zu lesen glaubte.

„Niemand! Aber ist sie nicht sehr schön? Hat sie nicht sechzehnmal die Überschwemmung des Nils gesehen? Sechzehn ist die Zahl der Wollust, und seit einiger Zeit rief sie öfter die Harfen-, Mandolinen- und Flötenspielerinnen, wie jemand, der die Leidenschaft des Herzens mit Musik betäuben will.“

„Du sprichst sehr gut und weise; aber wo hast du gelernt, in das Herz des Weibes zu schauen, du, der nichts anderes kennt, als die Erde zu bearbeiten und Wasser zu tragen?“

Der Sklave lächelte still, so daß eine lange Reihe weißer Zähne zum Vorschein kam, als wollte er mit diesem Lächeln sagen: „Ich war nicht immer ein alter Sklave.“

Nofre mußte an den hübschen Ahmosis, den Offizier des Pharaos denken, der so oft unter der Terrasse vorüberkam und sich so gut auf seinem Kriegswagen ausnahm; da sie ihn selbst liebte, ohne es sich freilich einzugestehen, übertrug sie ihre Gefühle auf die Herrin. Sie kleidete sich an und begab sich in die Wohnung des Offiziers, sie redete sich ein, nur dort Tahoser finden zu können.

Der junge Offizier saß in seinem Gemach auf

einem niederen Sitz; als er Nofres, die er sehr gut kannte, ansichtig wurde, empfand er eine große Freude; seine braunen Wangen färbten sich, sein Herz erbebte, denn er dachte nicht anders, als daß Nofre ihm eine Nachricht von Tahoser überbringen würde. Obwohl das junge Mädchen niemals seinen Blick erwidert hatte, bildete er sich doch, wie alle hübschen Männer, ein, daß sie und alle Frauen in in ihn verliebt seien.

Er erhob sich und ging Nofre, deren besorgter Blick durch das Zimmer schweifte, entgegen.

„Was führt dich zu mir, Nofre,“ sagte er, als er sah, daß das Mädchen nicht sprach. „Ich hoffe, daß sich deine Herrin wohl befindet, ich sah sie gestern beim Einzug des Pharao.“

„Ja, meine Herrin befindet sich wohl, du mußt es besser wissen als ich!“ antwortete Nofre. „Sie ist aus dem Hause entflohen, ohne jemand ihre Pläne vertraut zu haben, und ich hätte bei Hathor geschworen, daß du wüßtest, wo sie wäre!“

„Sie ist fort! Was sagst du da?“ rief er mit ehrlicher Überraschung.

„Ich glaubte, daß sie dich liebte,“ sagte Nofre, „und manchmal machen gerade die besonnensten Mädchen die sinnlosesten Sachen. Sie ist also nicht hier?“

„Nur Gott Phré, der Allwissende, weiß, wo sie ist; überzeuge dich selbst, daß sie hier nicht ist!“

„Ich glaube dir, Ahmosis, ich gehe wieder, denn wenn Tahoser bei dir wäre, würdest du es der treuen

Nofre nicht verheimlichen, die nichts Schöneres wüßte, als eurer Liebe zu dienen. Du bist schön, sie ist frei, reich und jungfräulich. Die Götter würden diese Vereinigung gesegnet haben.“

Nofre kehrte besorgter und erregter in den Palast zurück, als sie gegangen war; sie fürchtete jetzt, daß vielleicht ein paar habgierige Diener sie getötet haben könnten, um sich ihren Reichtum anzueignen.

Auch der König gedachte heute Tahosers. Nachdem er viele Begnadigungen erlassen und Ehrenzeichen verliehen hatte, war er in den Innenhof seines Palastes gegangen, dort wandelte er träumend auf und ab, ohne auch nur seine Frauen zu beachten, die nackt, mit Blumen bekränzt in dem Teiche badeten, sich mit Wasser bespritzten und laut auf-lachten, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, da er gegen seine Gewohnheit für diese Woche noch keine Königin bestimmt hatte.

Es war ein reizendes Bild: diese schönen schlan-ken Körper im Wasser, inmitten des von bunten Säulen umgebenen Hofes, zwischen Blumen und Bäumen in dem reinen blauen Lichte des Himmels.

Amensa und Twea waren aus dem Bade gestiegen und hatten sich auf den Rand des Bassins gesetzt, um ihre schweren schwarzen Haare in der Sonne trocknen zu lassen; die letzten Tröpfchen rollten von den glänzenden Schultern und Armen. Dienerinnen rieben sie mit Essenzen und Salben ein, während eine junge Äthiopierin sie an dem Kelch einer gro-ßen Blume riechen ließ.

Der Pharao setzte sich auf einen Sessel; vor ihm rieb schnurrend sein Lieblingskater seinen hohen Rücken an seinen Beinen; ein verkrüppelter Zwerg kniff einen Affen am Schwanz, der auf dem Sessel hockte und der seinerseits den Kater am Schwanz zog, der Affe knirschte mit den Zähnen, der Kater fauchte, aber der König beachtete es nicht, er schob den Kater zurück, jagte den Affen weg und gab dem Zwerg einen Klaps auf den Kopf, dann stand er auf und begab sich in seine Schatzkammern.

Jeder dieser Räume war aus einem Granitblock gehauen, eine Seitentür, die keine menschliche Kraft öffnen konnte, wenn man nicht das Geheimnis des Schlosses kannte, sperrte sie ab. Hier waren die Schätze der Pharaonen aufgespeichert. Dort lag kostbares Metall, Gold- und Silberbarren, Halsschilder und Armbänder in auserlesenen Steinen; Ohringe, Ketten aus Karneolen, Lapis-Lazuli, blutrotem Jaspis, Perlen und Sardonyxen; Beinreifen von feinsten Arbeit, Gürtel aus Goldplatten, mit Hieroglyphen beschrieben, Ringe mit Käfern; Schlangen aus bunter Emaille; Bronzevasen, Alabasterschalen, blaue Gläser mit weißen Spiralen; Truhen und Koffer aus Sandelholz, Wohlgerüche aus allen Ländern und Ebenholz; kostbare Stoffe, schwarze und weiße Straußenfedern; Elefantenzähne von seltener Größe und wundervoll gearbeitete, wertvolle Statuen.

Aus jedem Gemach ließ der Pharao eine von zwei Sklaven gehobene Tragbahre füllen, dann klatschte er in die Hände und ließ Timopht kommen, den Diener, der Tahoser gefolgt war.

„Laß dies alles zu Tahoser, der Tochter des Petamunoph, tragen,“ sagte er, „und sage ihr, der Pharao mache es ihr zum Geschenk.“

Timopht schritt den Trägern voran, setzte mit der königlichen Barke über den Nil, und bald hielten die Sklaven mit ihrer kostbaren Last vor dem Hause Tahosers.

„Das schickt der Pharao Eurer Herrin!“ sagte Timopht.

Beim Anblick dieser Schätze wurde Nofre von Furcht und Staunen ergriffen; sie fürchtete, daß der Pharao, wenn er erführe, daß Tahoser nicht mehr hier wäre, sie zum Tode verurteilen würde.

„Tahoser ist verschwunden,“ sagte sie zitternd zu Timopht, — „ich weiß nicht, wo sie ist.“

„Pharao, der Günstling der Phré, der Liebling Ammun-Ras, hat diese Geschenke gesandt, und ich darf sie nicht zurückbringen; verwahre sie, bis sie wiederkommt. Du bürgst mir mit deinem Kopf dafür; verschließe die Schätze und laß sie von treuen Dienern bewachen!“ antwortete der Gesandte des Pharao.

Als Timopht in den Palast zurückkehrte, sich vor den König in den Staub warf und berichtete, daß Tahoser verschwunden war, ergriff diesen ein großer Zorn, er stieß sein Szepter mit solcher Kraft auf die Fliesen, daß sie zersprangen.

VIII

Eine Ernte am Nil

Derweil dachte Tahoser mit keinem Gedanken weder an Nofre, ihre Lieblingsgefährtin, noch an die Sorgen, die ihre Flucht verursachen mußte. Die Herrin hatte ihre schöne thebanische Besitzung ganz vergessen, ebenso wie ihre Diener und Gewänder.

Die Tochter Petamunophs ahnte nichts von der Liebe des Pharaos; sie hatte seinen begehrenden Blick nicht gesehen: hätte sie ihn aber gesehen, so würde sie den Wunsch des Königs mit all den reinen Blüten ihrer Seele zu Poëris Füßen niedergelegt haben.

Auf ihrem Lehnstuhl sitzend folgte sie mit den Augen jeder Bewegung des jungen Hebräers, sie hüllte ihn mit ihren Blicken wie in eine Liebkosung ein, sie freute sich über das Glück, bei ihm bleiben zu dürfen.

Wenn Poëri seinen Kopf gewandt hätte, würde er gewiß über den Ausdruck der feuchten Augen erstaunt gewesen sein; aber er beugte sich über ein

Blatt Papyrus, auf das er mit seinem Pinsel Ziffern schrieb.

Verstand Poëri die Liebe Tahosers nicht? Oder wollte er sie aus irgendeinem Grunde nicht bemerken? Er war gut und wohlwollend zu ihr, aber zurückhaltend, als wolle er einer Frage ausweichen, die er schwer beantworten konnte.

Es war Erntezeit, und Poëri mußte die Arbeiten beaufsichtigen. Tahoser, die sich nicht von ihm trennen konnte, folgte ihm schüchtern; sie fürchtete, der junge Mann würde sie fortschicken; aber Poëri sagte mit weicher Stimme:

„Der Kummer mildert sich beim Anblick schwerer Arbeit, und wenn dich schmerzliche Erinnerungen quälen, wird es dir gut tun, die fröhliche Geschäftigkeit auf dem Felde anzusehen. Das wird neu für dich sein: denn deine Haut, die kein Sonnenstrahl geküßt hat, deine zarten Füße, deine feinen Hände, der Geschmack, mit dem du selbst deine groben Gewänder ordnest, zeigt mir deutlich, daß du in der Stadt gelebt hast, von Glanz und Wohlleben umgeben. So komm denn und setz' dich in den Schatten dieses Baumes.“

Tahoser gehorchte und setzte sich unter den Baum, die Arme um die Beine geschlungen und das Kinn auf die Knie gestützt.

Von der Gartenmauer erstreckten sich die Felder bis zu den Vorläufern des libyschen Gebirges. Das blendende Licht färbte das gelbe Korn an manchen Stellen so weiß wie Silber. Die Überschwemmung

des Nils hatte den Boden gedüngt und die Frucht üppig aufschießen lassen.

Man war schon fleißig bei der Arbeit. Die Feldarbeiter warfen mit regelmäßiger Bewegung das geschnittene Korn aufeinander. Andere banden dann die Garben zusammen und trugen sie auf einen Haufen. Manchmal hielten die Sklaven inne, schöpften Luft oder tranken einen Schluck Wasser, dann stürzten sie sich wieder an die Arbeit, als fürchteten sie die Peitsche des Aufsehers.

Pöeri ließ die Ochsen kommen. Das waren starke schöne Tiere mit langen Hörnern und kräftigen Beinen. Man führte sie auf das Feld, und sie liefen, von Peitschenhieben angetrieben, so daß die reifen Saatkörner unter ihren Füßen aufwirbelten. Nachdem sie zwanzigmal durch das Feld gelaufen waren, blieben sie erschöpft stehen; trotz der Prügel, die auf ihren Körper herniedersausten, rührten sie sich nicht. Um sie wieder vorwärtszubringen, sangen die Führer zu einer lustigen Melodie das alte Lied: „Laufe für dich selbst, Ochs! Laufe für dich selbst! Laufe für dich selbst, Ochs, und für deinen Herrn!“ Und die Tiere bewegten sich wieder vorwärts und verschwanden in den gelben Wolken der Getreidekörner.

Als die Arbeit der Ochsen vollendet war, kamen Sklaven mit Holzgabeln, warfen das leere Stroh in die Luft und schüttelten sie. Die Saatkörner wurden in Säcke geschüttet und in die Getreidehäuser geschafft.

Tahoser sah aus dem kühlen Schatten ihres Bau-

mes dem lebenden Bild mit Vergnügen zu. Schon stand die Sonne hinter der Stadt, als man die Arbeit einstellte und heimkehrte. Zuerst zogen große Trupps weißer und roter, gestreifter und gefleckter Ochsen mit ihren Führern vorbei. Vor Poëri knieten alle nieder. Die Aufseher zählten die Köpfe der Herde auf einer Tafel ab. Hinter diesen Tieren kamen die Esel, von nackten, kahlgeschorenen Treibern geführt, auch sie verbeugten sich und auch ihre Herde wurde gezählt. Dahinter sprangen die Ziegen in lustigen Sätzen, man zählte sie, während die Ziegenhirten vor Poëri niederknieten. Den Schluß bildete eine große Herde Gänse, die müde mit ihren großen Füßen daherwatschelten und mit den Flügeln flaterten.

„Nun, Hora,“ sagte Poëri, „hat dir das Vergnügen gemacht? Das sind die Vergnügungen des Landmanns; wir haben keine Flötenspielerinnen wie in Theben. Aber der Ackerbau ist heilig; er ist die Nährmutter der Menschen. Jetzt aber geh und nimm das Mahl ein mit den andern Mädchen!“

Tahoser grüßte nach ägyptischer Sitte, indem sie eine Hand auf den Kopf legte und mit der anderen auf die Erde zeigte, dann ging sie.

In dem Speisesaal lachten und schwatzten mehrere junge Dienerinnen, man aß gebratenes Gänsefleisch, Kuchen und Datteln. Eine kleine Lampe erhellte den Tisch, denn es war mittlerweile dunkel geworden.

„Wohin mag wohl der Herr jeden Abend gehen?“ sagte ein kleines Mädchen mit neckischem Aus-

druck, das wie ein Äffchen an einem Granatapfel knabberte.

„Der Herr kann gehen, wohin er will; merke dir das! Du bist es jedenfalls nicht, die ihn hier zurückhalten kann!“

„Warum nicht ebensogut ich wie jede andere?“ antwortete das Kind geärgert.

Das große Mädchen zuckte die Achseln.

„Selbst Hora, die weißer und schöner ist, als wir alle sind, wird ihn nie halten. Obgleich er einen ägyptischen Namen hat und im Dienste des Pharao steht, gehört er doch zu der barbarischen Rasse der Hebräer; wenn er nachts fortgeht, so geht er sicher zu den Kinderopfern, die die Israeliten in den einsamen Gegenden feiern, wo Hyänen heulen und Schlangen zischen.“

Tahoser verließ still das Gemach, ohne ein Wort zu sagen, sie versteckte sich im Garten hinter einem Mimosenstrauch. Nach Verlauf von zwei Stunden sah sie Poëri aus dem Hause kommen. Leicht und gewandt wie ein Schatten folgte sie seinen Schritten.



IX

Ein nächtliches Abenteuer

Poëri ging zum Flusse hinunter. Tahoser folgte ihm mit verhaltenem Atem auf den Fußspitzen auf einem schmalen Wege, der durch ein hohes Papyrusfeld führte. Der Mond schien heute nicht, und der dichte Papyrus verbarg das junge Mädchen.

Als das Feld zu Ende war, bückte sie sich und kroch auf der Erde weiter.

Dann kam ein kleines Gebüsch von Mimosen. Tahoser konnte ihm wieder aufrecht folgen, ohne entdeckt zu werden. Sie war Poëri so dicht auf den Fersen, — aus Furcht, sie möchte ihn in der Dunkelheit verlieren — daß die Äste, die er zurückbog, ihr Gesicht zerschlugen; aber sie achtete es nicht: eine heiße Eifersucht trieb sie an, ihm zu folgen. Sie hatte keinen Augenblick geglaubt, daß der junge Hebräer jeden Abend verschwand, um dieser barbarischen und scheußlichen Sitte beizuwohnen; sie dachte, daß nur ein Weib die Ursache seiner nächtlichen Ausflüge sein könne: nun wollte sie ihre Rivalin kennenlernen. Das kalte Wohlwollen Poëris

zeigte ihr, daß sein Herz nicht mehr frei war; wäre er sonst so gefühllos ihren Reizen gegenüber geblieben? Würde er sonst eine Liebe nicht verstanden haben, um die ihn alle Offiziere und Prinzen, ja der Pharao selbst beneideten?

Am Ufer des Flusses angekommen, beugte sich Poëri vor, als wolle er eine Blume pflücken. Tahoser hatte sich auf den Bauch gelegt und hob ein wenig den Kopf, da bemerkte sie zu ihrem Schrecken, daß der junge Mann eine schmale Barke aus Papyrus losmachte, um darin überzusetzen. Wahrhaftig, er sprang hinein, stieß ab und ergriff das einzige Ruder, das am Hinterschiff befestigt war.

Das arme Mädchen rang die Hände. Was sollte sie tun? Zurückkehren, voll Zweifel und Unruhe, nein! das war noch schlimmer! Sie nahm allen Mut zusammen, ließ sich den Abhang hinuntergleiten, warf ihr Gewand ab, faltete es zusammen und rollte es um den Kopf. Dann ließ sie sich mutig in den Nil gleiten. Kräftig teilte sie die Wogen und folgte in der Ferne dem Boote. Sie schwamm vorzüglich, hatte sie doch oft diese Kunst mit ihren Frauen in dem großen Teich ihres Palastes geübt.

Der Fluß war an dieser Stelle ziemlich ruhig; aber in der Mitte war der Strom so stark, daß sie ihre ganze Kraft zusammennehmen mußte, um nicht abzutreiben. Ihr Atem wurde kurz und pfeifend, manchmal drang ihr Wasser in den Mund, netzte ihre Haare und selbst die Kleider. Bald aber kam sie in ruhigeres Wasser. Ein schilfartiges Gewächs streifte ihre Beine und ließ sie vor Schreck erstarren.

Diese dunkelgrünen Pflanzen sahen im Dunkel genau wie der Rumpf eines Krokodils aus! Tahoser glaubte die harte Kruste dieser Bestien zu fühlen, aber sie faßte sich und dachte: „Was macht es, wenn ein Krokodil mich verschlingt, da Poëri mich nicht liebt!“

Die Gefahr war wirklich groß, besonders in der Nacht; während des Tages, bei dem immerwährenden Verkehr der Barken, dem Lärm auf dem Kai und in der Stadt zogen sich die Krokodile weiter oben in den Fluß zurück, aber bei der Dunkelheit wagten sie sich wieder vor.

Plötzlich hörte Poëri zu rudern auf, obgleich er noch nicht am andern Ufer angelangt war; er wandte sich um und bemerkte den weißen Fleck auf dem Wasser, nämlich das aufgerollte Gewand Tahosers.

Diese glaubte sich entdeckt, tauchte unter und schwamm unter Wasser weiter.

„Ich hätte doch darauf geschworen, daß jemand hinter mir her käme,“ sagte er und ruderte weiter. „Aber wer wird sich um diese Stunde in den Nil wagen? Es war eine Einbildung, ich hielt ein paar Lotosblumen für einen Menschenkopf!“

Als Tahoser, deren Blut in den Adern sauste, und die schon rote Flecken vor den Augen sah, atemlos einen Augenblick Luft schöpfte, bemerkte sie, daß Poëri sorglos weiter ruderte.

Das Ufer war jetzt ganz nahe; der Schatten des gewaltigen Nordpalastes breitete sich auf dem Fluß

aus, Tahoser konnte ruhig weiter schwimmen, ohne zu fürchten, entdeckt zu werden.

Poëri hielt oberhalb des Palastes, sprang aus dem Boot, band es fest und eilte mit schnellen Schritten den Abhang hinauf. Die arme, fast ohnmächtige Tahoser ergriff mit den Händen die erste Stufe der Treppe und stieg aus dem Wasser. Ihre Glieder zitterten, und die Berührung mit der Luft ließ sie plötzlich ihre ganze Müdigkeit empfinden. Immerhin: das Schwerste hatte sie überwunden.

Sie stieg die Treppen hinauf, eine Hand auf ihr wildschlagendes Herz gepreßt und mit der andern das nasse Gewand vom Kopfe lösend. Nachdem sie sich die Richtung, die Poëri einschlug, gemerkt hatte, setzte sie sich auf das Geländer, rollte ihr Gewand auseinander und zog sich an. Obwohl die Nacht warm war und ein milder Südwind wehte, fror sie doch so, daß ihre Zähne klapperten, sie nahm ihre ganze Kraft zusammen und eilte Poëri nach, der in den Straßen Thebens verschwand.

Nach einer Viertelstunde schnellen Ganges hatte sie die Paläste, Tempel und Wohnhäuser der Reichen hinter sich und kam in das ärmere Stadtviertel.

Sollte Harphra die Wahrheit gesagt haben? dachte Tahoser und sah sich erschreckt um. „Opfert Poëri wirklich diesem grausamen Gotte, der das Blut und die Schmerzen liebt? Wenn ich Zeugin einer solchen schrecklichen Szene sein, die Schreie des Opfers hören und den Priester mit roten Händen über

der warmen Kinderleiche gebeugt sehen würde — ich weiß nicht, was ich täte!“ sprach sie zu sich selbst. Dann sah sie, wie der junge Hebräer in einer Lehmhütte verschwand, aus deren Fenster ein gelbes Licht fiel.

Sie näherte sich vorsichtig, damit kein Hund anschlage, hielt den Atem an und fand ein Fenster, durch das sie in das Innere schauen konnte.

Eine kleine Lampe erhellte das Zimmer, das weniger ärmlich aussah, wie sie erwartet hatte: die Wände waren glänzend poliert, auf dem bunt bemalten Sockel standen Vasen von Gold und Silber; Schmuck glänzte in den offenen Kästen, und ein Strauß seltener Blumen leuchtete in irdenem Krug auf einem kleinen Tisch.

Auf dem Teppich stand ein wunderbar schönes fremdländisches Mädchen. Sie war weißer wie jede Ägypterin, weiß wie Milch, wie eine Lilie; ihre Augenbrauen waren wie Ebenholzbogen, die über der feinen Nase zusammenstießen. Ihre Augen waren lebhaft und melancholisch zugleich, ihre Haare hingen wie schwarze Trauben zu beiden Seiten der Wangen herab, und ein Band aus Goldplättchen wand sich um den alabasterweißen Hals. Der junge Mann setzte sich auf ein Ruhebett neben sie und sprach auf sie ein. Tahoser verstand zwar nicht diese Sprache, aber begriff doch den Sinn.

„Vielleicht ist es seine Schwester,“ sagte sie sich, „die er heimlich besucht, damit man nicht erfährt,

daß er einer zur Knechtschaft verurteilten Rasse angehört.“

Sie drückte ihr Gesicht gegen das Fenster und horchte mit schmerzlichem Ausdruck den wohlklingenden Lauten, die sie für ihr Leben gern verstanden hätte.

„Sie ist zu schön — — für eine Schwester,“ murmelte sie und blickte mit eifersüchtigen Augen auf das fremdartige, reizende Gesicht.

„O Rahel, meine liebste Rahel!“ sagte Poëri.

Tahoser erinnerte sich, diese Worte schon gehört zu haben, als sie seinen Schlummer bewachte.

„Er denkt selbst im Traume an sie! Rahel ist zweifellos ihr Name.“ — Das arme Mädchen fühlte einen stechenden Schmerz in der Brust.

Rahel lehnte ihren Kopf an die Schulter Poëris, wie eine Blume voller Duft und Liebe; die Lippen des jungen Mannes hauchten einen Kuß auf die Haare der schönen Jüdin, die sich langsam zurückbog und Stirn und Augen den schüchternen Liebkosungen hinhielt; ihre Hände suchten und preßten sich.

„Oh! Warum hab' ich ihn nicht bei der schrecklichen Feier angetroffen, wie er ein armes Opfer tötet, Blut aus schwarzem Gefäße trinkt und sich die Stirn damit einreibt! Ich glaube, das hätte mir nicht so weh getan wie der Anblick dieses schönen Mädchens, das er so liebevoll küßt!“ — So sprach mit schwacher Stimme Tahoser, die im Schatten der Hütte zur Erde glitt.

Zweimal versuchte sie sich aufzurichten, fiel aber wieder in die Knie zurück; ein Nebelschleier bedeckte ihre Augen, sie zitterte und fiel besinnungslos zur Erde.

Unterdessen trat Poëri aus der Hütte und gab Rahel einen letzten Kuß.



X

Die Verfolgung

Zornig hatte der Pharao seinen Palast verlassen. Zum großen Kummer Amensas, Hont-Rechas und Tweas, seiner Lieblingsfrauen, die ihn mit allen weiblichen Listen im Sommerpalast zurückhalten wollten, war er in den Nordpalast übergesiedelt, der am anderen Ufer des Nils lag. Er konnte eben ihr Geschwätz nicht mehr ertragen. Alles was nicht Tahoser war, mißfiel ihm; er fand die Schönheit der anderen jetzt häßlich, ihre jungen, schlanken und graziösen Leiber, ihre langen Augen, die von Wollust leuchteten, ihr roter Mund mit den weißen Zähnen und dem schmachtenden Lächeln: alles an ihnen, bis zu dem wilden Duft, der von ihrer frischen Haut ausging, war ihm ekelhaft und unerträglich geworden. Er konnte nicht begreifen, daß er sie je begehrt und geliebt hatte. Als Twea ihm ihre schmalen rosa Finger auf die Brust setzte, als Hont-Recha das Schachbrett vor ihn hinstellte, als Amensa ihm eine Lotosblume mit reizender Anmut darreichte, da konnte er sich kaum enthalten, sie

mit seinem Szepter zu erschlagen. Seine stechenden Augen warfen ihnen einen solch haßerfüllten Blick zu, daß die armen Frauen sich erschreckt zurückzogen und sich mit tränenerfüllten Augen an die Wand drückten, wo sie unbeweglich stehenblieben und die Figuren der Fresken nachzuahmen schienen.

Um allen Weinszenen auszuweichen, zog sich der König in den Palast zu Theben zurück; aber anstatt dort ruhiger zu sein, rannte er wie im Fieber in den gewaltigen Sälen umher.

Auf den Gängen standen die Wachen erschreckt still und hielten ihren Atem an; war der König vorüber, so wagten sie kaum zu flüstern:

„Was hat denn der Pharao? Wenn er als Besiegter heimgekehrt wäre, könnte er nicht furchtbarer und finsterer aussehen!“

Müde, immer wieder von neuem durch den Palast zu wandern, stieg der König eine Terrasse hinauf, warf sich auf ein Ruhebett und ließ Timopht rufen.

Timopht erschien, warf sich vor dem Pharao auf den Boden nieder und hob seine Arme bittend empor.

„Oh, König, laß mich nicht sterben; die schöne Tahoser, die Tochter Petamunophs, auf die dein Wunsch gefallen ist, wie ein Sperber, der auf eine Taube hinabstürzt, wird man gewiß wiederfinden; und wenn sie in ihrem Hause deine herrlichen Geschenke sieht, wird ihr Herz gerührt werden!“

„Hast du ihre Dienerinnen und Sklaven ausgefragt?“ sagte der Pharao, „der Stock löst die verstocktesten Zungen, und der Schmerz erpreßt Geheimnisse, die sonst verborgen bleiben!“

„Nofre, ihre liebste Gefährtin, und Suhem, der älteste Diener, sagten mir, daß sie die Gartentür offen gesehen hätten, und daß allem Anschein nach ihre Herrin auf diesem Wege verschwunden sei. Die Türe führt zum Fluß, aber das Wasser bewahrt die Furchen einer Barke nicht.“

„Was haben die Ruderer der Boote gesagt?“

„Sie haben nichts gesehen, nur ein einziger sagte, daß ein ärmlich gekleidetes Mädchen im Morgen-grauen sich über den Fluß habe setzen lassen. Aber das kann die schöne und reiche Tahoser nicht gewesen sein, die ja wie eine Königin gekleidet geht.“

Diese Meinung teilte aber der Pharao nicht; er stützte sein Kinn in die Hand und dachte einen Augenblick nach. Der arme Timopht verharrte ängstlich in tiefem Schweigen, er fürchtete jeden Augenblick, daß das Unwetter über ihn hereinbrechen würde. Der König murmelte:

„Diese einfache Kleidung kann eine Verkleidung gewesen sein... Ja, so ist es! Verkleidet ließ sie sich an das andere Ufer übersetzen!... Timopht ist ein Schafskopf, ohne jeden Scharfsinn! Ich habe Lust, ihn rädern oder den Krokodilen vorwerfen zu lassen. — Aber warum? Eine Jungfrau aus edlem Geschlecht, die Tochter eines Oberpriesters verläßt so allein, ohne jemandem sich anzuvertrauen, ihren Palast?... Vielleicht steckt eine geheime Liebschaft dahinter?!“

Bei diesem Gedanken stieg alles Blut aus dem Herzen in das Angesicht des Königs; darauf wurde

er leichenblaß, seine Augenbrauen zogen sich zusammen, seine Zähne knirschten, und sein Gesichtsausdruck wurde so furchterregend, daß der besinnungslose Timopht wie ein Toter auf den Steinplatten lag.

Aber der Pharao beruhigte sich wieder; sein Gesicht nahm den gewöhnlichen majestätischen, gelangweilten und ruhigen Ausdruck an. Als Timopht sich noch immer nicht erhob, stieß er geekelt mit dem Fuß nach ihm.

Timopht, der sich schon in Memnonia mit geöffnetem Leib auf der Totenbahre liegen sah, richtete sich auf und wagte seine Augen zu erheben.

„Geh,“ sagte der König. „Laufe und rufe alle Späher zusammen, laß alle Tempel, Paläste, Häuser, Villen und Gärten, bis zu den ärmsten Hütten, durchsuchen! Schicke Wagen nach allen Richtungen aus, laß mit Barken den Nil absuchen, frage alle Leute, ob sie nicht das Mädchen gesehen hätten, öffne selbst die Gräber, suche sie, wie Isis ihren Gatten Osiris suchte! Tot oder lebendig, bringe sie mir her, oder, beim Knauf meines Szepters, du sollst es büßen!“

Timopht schoß wie ein Pfeil davon, um die Befehle des Pharao auszuführen. Ein dumpfes Geräusch erfüllte die Luft; wenn der Himmel nicht blau gewesen wäre, hätte man glauben können, ein schweres Gewitter hinge über dem Palast. Nach allen Richtungen rollten die Wagen auseinander.

Bald sah der Pharao auch die Barken über den

Fluß gleiten und die Späher am anderen Ufer landen.

Stunde auf Stunde verging, die Sonne war schon lange untergegangen, und die Boten kehrten noch immer nicht zurück. Der Pharao stand unbeweglich da. Die kühle Nacht sank auf die Stadt herab; die Sterne glänzten hell, und der Pharao stand immer noch stumm auf der Terrasse wie eine dunkle, schwarze Bildsäule aus Granit. Einige Male flog ein Nachtvogel um seinen Kopf, als wollte er sich darauf niederlassen, floh aber erschreckt von dannen, wenn er das tiefe Atmen hörte.

Zerstreut fiel des Königs Blick auf die riesige Stadt, er dachte traurig über seine Machtlosigkeit nach.

„Alle diese Häuser umschließen Wesen, die mein Anblick in den Staub zwingt, und für die mein Wille der Befehl eines Gottes ist. Wenn ich auf meinem goldenen Wagen oder auf meiner Sänfte vorüberkomme, fühlen die Jungfrauen ihre Brüste zittern und schauen mir mit sehnenden Blicken nach; das Volk weht mit Palmzweigen und streut Blumen! Mein Pfeil läßt Nationen erzittern, die Mauern der Tempel sind mit den Berichten meiner Siege beschrieben! Und jetzt — zum ersten Male habe ich einen Wunsch, und diesen Wunsch kann ich nicht erfüllen! Timopht kommt nicht zurück: er hat sie nicht gefunden. Oh, Tahoser, Tahoser, wieviel Glück muß du mir für diese lange Erwartung geben!“

Währendessen durchsuchten die Späher mit Timopht an der Spitze die Häuser, durcheilten die

Sie sei schön, traurig, und ärmlich gekleidet gewesen, sie habe sich Hora genannt.

Mit dieser Kunde eilte Timopht zum Palast zurück, er warf sich außerhalb des Bereiches des Szepters vor dem Pharao nieder und berichtete, was er wußte.

„Was wollte sie bei Poëri?“ fragte der König. „Wenn es wirklich Tahoser war, die sich unter dem Namen Hora versteckte, — — — liebte sie Poëri? Aber nein, dann würde sie nicht entflohen sein, nachdem er sie bei sich aufgenommen hatte. Ah! Ich werde sie finden, und müßte ich ganz Ägypten, von den heiligen Quellen des Nils bis zum Delta, umwälzen!“



XI

Rahel

Rahel glaubte, als sie vor ihrer Hütte Poëri nachschaute, ein leises Stöhnen zu hören. Sie horchte auf. Es war wohl nur ein mondsüchtiger Hund, oder eineachteule, oder das Kindergeschrei der Krokodile! Die junge Israelitin wollte wieder eintreten, als ein Seufzer, der sicher aus einer menschlichen Brust kam, deutlich ihr Ohr traf.

Sie ging vorsichtig in der Richtung, aus der der Ton kam, und bemerkte in der Nähe der Hütte einen weiblichen Schatten auf der Erde liegen. Die nassen Gewänder legten sich fest um den Körper der Ohnmächtigen und ließen ihre schönen Formen hervortreten. Als Rahel sah, daß sie es mit einem béwußtlosen Weibe zu tun hatte, kniete sie neben ihr und horchte auf das Klopfen des Herzens und das Atmen der Brust. Das Herz schlug schwach, und ein leiser Atem ging über die blassen Lippen. Als sie die feuchten Gewänder der Unbekannten berührte, glaubte sie erst, es sei Blut, sie vermeinte das Opfer eines Verbrechens vor sich zu sehen und

rief Thamar, ihre Dienerin, herbei. Beide trugen Tahoser in die Hütte und legten sie auf das Ruhebett. Thamar holte die Lampe, während Rahel sich über das junge Mädchen beugte, um die Wunde zu untersuchen. Sie fand aber keine; dann streifte sie die nassen Gewänder ab und bedeckte die Bewußtlose mit warmen Tüchern, deren milde Wärme Tahoser aufleben ließ. Sie öffnete langsam die Augen und ließ einen Blick, wie der einer gefangenen Gazelle, durch das Zimmer schweifen.

Es dauerte einige Minuten, ehe Tahoser den verlorenen Faden ihrer Gedanken wiederfand. Sie verstand noch immer nicht, wie sie in das Zimmer und auf das Ruhebett gekommen sei, auf dem sie vor kurzem noch Poëri und die junge Israelitin hatte sitzen sehen.

Das volle Licht fiel auf Rahels vollkommenes Gesicht, das Tahoser stumm und trostlos betrachtete; sie hätte gern einen Fehler entdeckt. Trotzdem fühlte sie sich nicht besiegt, war sie nicht das Muster der ägyptischen Schönheit, wie Rahel das der hebräischen war? Immerhin mußte sie sich eingestehen, daß Poëri gut gewählt habe.

„Ich habe einen großen Fehler begangen,“ dachte Tahoser, „als ich mich Poëri in der ärmlichen Kleidung einer Bettlerin zeigte. Ich bin wie ein Soldat ohne Harnisch in den Kampf gegangen. Wenn ich meinen ganzen Reichtum aufgeboten, mich mit all meinem Schmuck behangen, auf meinem goldenen Wagen, von meinen Sklaven begleitet, gezeigt hätte, da würde ich vielleicht seine Eitelkeit erweckt

haben, wenn ich auch sein Herz nicht gewinnen kann.“

„Wie fühlst du dich jetzt?“ fragte Rahel in ägyptischer Sprache Tahoser.

Ihre Stimme hatte einen weichen vollen Klang, und der fremdartige Akzent gab ihr einen noch größeren Reiz.

Auch Tahoser konnte sich diesem Zauber nicht entziehen, sie antwortete:

„Es geht mir etwas besser; deine Fürsorge wird mich bald ganz genesen lassen.“

„Ermüde dich nicht mit Sprechen,“ antwortete die Israelitin und legte ihre Hand auf den Mund Tahosers. „Versuche zu schlafen. Thamar und ich werden deinen Schlummer bewachen.“

Die Aufregungen, das Durchschwimmen des Nils und der lange Weg durch die Straßen Thebens hatten das zarte Mädchen ganz erschöpft. Ihr Körper war müde, und bald sanken die langen Wimpern auf die fieberheißen Wangen herab. Sie schlief ein, aber ihr Schlummer wurde von bösen Träumen gequält; sie zitterte und redete sinnlose Worte ohne Zusammenhang. Rahel setzte sich neben das Bett und verfolgte die wechselnden Züge auf dem Gesicht Tahosers, sie beunruhigte sich, wenn es sich schmerzlich verzog, und wurde wieder ruhig, wenn ihre Züge sich glätteten. Thamar saß ihrer Herrin gegenüber und beobachtete ebenfalls die Tochter des Priesters; doch ihr Gesicht drückte nicht dasselbe Wohlwollen aus. Ein gemeiner Instinkt lag in den Runzeln ihrer

niedrigen Stirn; ihre tückischen Augen funkelten voll Neugierde, und ihre gebogene Nase schien sich in das Geheimnis eingraben zu wollen.

Woher kam diese Unbekannte? Was suchte sie hier? Welchen Zweck verfolgte sie? Wer war sie?

Wie alle alten Weiber, hatte Thamar ein Vorurteil gegen die Schönheit; und von diesem Gesichtspunkt aus mißfiel ihr Tahoser sehr. Die Dienerin verzieh nur ihrer Herrin ihre Schönheit, auf diese war sie eifersüchtig, als wenn es die eigene gewesen wäre.

Als die Alte sah, daß Rahel schweigend verharrete, erhob sie sich, setzte sich neben sie und sagte mit leiser Stimme auf hebräisch:

„Herrin, ich halte nichts Gutes von dem Mädchen!“

„Und warum nicht, Thamar?“ antwortete Rahel ebenso leise.

„Es ist befremdend, daß sie gerade hier ohnmächtig wurde und nicht anderswo.“

„Sie fiel dort hin, wo das Übel sie erfaßte.“

Die Alte zuckte zweifelnd mit den Achseln.

„Glaubst du,“ sagte die Geliebte Poëris, „daß ihre Ohnmacht nicht echt war? Der Einbalsamierer hätte ihren Leib aufschneiden können, so war sie einer Toten gleich. Dieser erloschene Blick, diese blassen Lippen und Wangen, die kalte Haut, alles das war echt!“

„Gewiß,“ fuhr Thamar fort, „ich glaube, daß das junge Mädchen besinnungslos war.“

„Also worauf stützt du deine Vermutung?“

„Wie kam sie mitten in der Nacht in diesen Stadtteil, der nur von armen, geknechteten Juden bewohnt wird? Was wollte diese Ägypterin bei unserer elenden Hütte? Wie kommt es, daß ihre Kleider von Wasser troffen?“

„Ich weiß es ebensowenig wie du,“ sagte Rahel.

„Wenn sie eine Spionin wäre?“ sagte die Alte, deren falsche Augen haßsüchtig aufblitzten. „Wir bereiten große Dinge vor; wer weiß, ob sie nicht gesandt ist, uns auszuhorchen!“

„Was kann uns dieses kranke junge Mädchen schaden? Sie ist in unseren Händen, wir könnten sie bei dem kleinsten Verdacht bis zu unserem Auszug aus Ägypten gefangenhalten.“

„Man muß sich auf jeden Fall vorsehen; sieh nur, wie zart und weich ihre Hände sind.“

Dabei hob die Alte einen Arm der schlafenden Tahoser auf.

„Auf welche Weise können uns diese feinen Hände Gefahr bringen?“

„— Oh, arglose Jugend!“ rief Thamar, „die nichts sehen will und voller Vertrauen durchs Leben wandelt, ohne an einen Hinterhalt zu denken, die eine Schlange streichelt, als sei sie nur ein Wurm! Verstehst du denn nicht, Rahel, daß dieses Weib einer anderen Klasse angehört, als sie sich den Anschein gibt? Diese kleine Hand, die von Wohlgerüchen duftet, hat niemals gearbeitet; ihr Elend ist nur Schein!“

Die Worte Thamars schienen einigen Eindruck

auf Rahel zu machen; denn sie betrachtete Tahoser aufmerksamer.

Die Lampe warf ihren vollen Schein auf sie, und die reinen Formen der Priestertochter zeichneten sich in dem gelben Lichte deutlich ab. Die Arme lagen auf der dunklen Decke und erschienen noch weißer auf diesem Hintergrund, die Haut schien wirklich mit wohlriechenden Bädern gepflegt worden zu sein. Rahel sah ihre Schönheit, aber diese Entdeckung ließ keine häßlichen Gedanken in ihr entstehen. Diese Schönheit beruhigte sie, anstatt sie zu ärgern wie Thamar, sie konnte nicht glauben, daß solche Vollkommenheit eine gemeine Seele beherbergen sollte. Ihre Jugend urteilte milder als die alte Dienerin.

Bei Tagesanbruch steigerte sich noch das Fieber Tahosers.

„Wenn sie hier stürbe,“ sagte Thamar, „so würde man uns beschuldigen, sie getötet zu haben.“

„Sie wird nicht sterben,“ sagte Rahel und führte an die trockenen Lippen der Kranken eine Schale frischen Wassers, die diese gierig austrank.

„— Ich will die Leiche in der Nacht in den Nil werfen,“ fuhr Thamar hartnäckig fort, „die Krokodile werden sich beeilen, sie vom Erdboden verschwinden zu lassen.“

Der Tag verging und die Nacht brach wieder an. Zur gewohnten Stunde trat Poëri über die Schwelle der Hütte. Rahel eilte ihm entgegen, legte ihm die Finger auf den Mund und gab ihm ein Zeichen, zu schweigen.

Pöeri trat an das Bett, auf dem Tahoser lag, und erkannte das Mädchen Hora, dessen Flucht ihn so beunruhigt hatte, besonders nach dem Besuch Timophths, der sie im Namen des Pharao suchte.

Das lebhafteste Erstaunen, das sich in seinen Zügen malte, machte Rahel stutzig: sie blickte in die Augen Pöeris, legte ihm die Hände auf die Schultern und sagte mit ernster Stimme:

„Du kennst sie?“

Das Gesicht Thamars hatte sich zu einer hässlichen Grimasse verzogen; sie war stolz auf ihren Scharfsinn und fast zufrieden über den Zweifel, den die Fremde endlich ihrer Herrin einflößte.

„Ja,“ antwortete Pöeri einfach.

Die tückischen Augen des alten Weibes leuchteten in häßlicher Neugierde auf, während die Züge Rahels ihren vertrauenden Ausdruck wieder annahmen; sie zweifelte nicht mehr an der Liebe ihres Geliebten.

Pöeri erzählte ihr, daß das junge Mädchen, das sich Hora nannte, ihn um Gastfreundschaft gebeten, und daß er sie aufgenommen habe. Am folgenden Tage sei sie wieder verschwunden, er könne sich nicht erklären, wie sie hierhergekommen sei. Er erzählte auch, daß die Späher des Pharao, Tahoser, die Tochter des großen Priesters Petamunoph, suchten, die aus ihrem Palaste verschwunden sei.

„Du siehst, daß ich recht hatte, Herrin!“ sagte Thamar in triumphierendem Tone; „Hora und Tahoser sind eine und dieselbe Person.“

„Das ist wohl möglich,“ antwortete Poëri. „Aber es gibt manches dabei, was ich mir nicht erklären kann: zuerst, warum hat Tahoser, wenn sie es ist, diese Verkleidung angelegt? Und wie kommt es, daß ich das junge Mädchen gerade hier wieder treffe, das ich gestern abend auf der anderen Seite des Nils gelassen habe, obwohl es nicht wissen konnte, wohin ich ging?“

„Sie ist zweifellos gefolgt,“ sagte Rahel.

„Es war keine andere Barke auf dem Nil als die meine.“

„Ah, darum waren ihre Haare und ihre Kleider naß; sie ist dir nachgeschwommen.“

„Wahrhaftig, es schien mir einen Augenblick, als ob ich in der Dämmerung einen Kopf auf dem Wasser gesehen hätte.“

„Das war sie, das arme Kind!“ sagte Rahel, „ich fand sie, als du fort warst, besinnungslos draußen vor der Hütte liegen.“

„Ja, so wird es gewesen sein,“ sagte der junge Mann. „Aber ich verstehe noch immer nicht, warum sie mir gefolgt ist.“

„So will ich es dir erklären,“ sagte lächelnd Rahel, „obwohl ich eine arme Unwissende bin und man dich den Weisen dieses Landes gleichstellt. Du siehst am Himmel neue Sterne und bemerkst eine Liebe nicht, die ganz in deiner Nähe ist: Hora, oder besser Tahoser, hat diese Verkleidung angelegt, um in dein Haus einzudringen, um bei dir zu leben; sie ist dir im Dunkeln eifersüchtig gefolgt. Auf die Ge-

fahr hin, von den Krokodilen gefressen zu werden, hat sie den Nil durchschwommen; hier hat sie uns durch ein Fensterchen beobachtet, und unser Glück hat sie überwältigt. Sie liebt dich, weil du schön, stark und gut bist! Aber das ist mir gleich, denn du liebst sie nicht! Hast du jetzt begriffen?“

Eine leichte Röte stieg in die Wangen Poëris; er fürchtete, daß Rahel unwillig wäre und nur so spräche, um ihm eine Falle zu stellen; aber der reine, offene Blick seiner Geliebten zeigte keinen Hintergedanken.

Im Traume sah Tahoser Poëri vor sich stehen. Eine freudige Verückung erhellte ihr Gesicht; sie richtete sich auf und nahm die Hand des jungen Mannes, um sie an ihre Lippen zu führen.

„Ihre Lippen brennen,“ sagte Poëri, der seine Hand zurückzog.

„Mehr von Liebe als vom Fieber!“ sagte Rahel. „Aber sie ist wirklich krank — — ob wir Thamar nach Moses schicken sollen? Er ist gelehrter als alle Weisen Ägyptens; er kennt die Heilsäfte der Pflanzen und weiß daraus einen Trank zu brauen, der Tote auferweckt, er wird Tahoser heilen! Ich bin nicht so grausam, daß ich sie sterben sehen möchte.“

Thamar ging brummend fort, und bald kam sie mit einem Greise zurück, dessen hohe Gestalt und dessen majestätisches Aussehen tiefe Achtung einflößten. Ein langer weißer Bart fiel auf seine Brust, und auf jeder Seite der Stirn leuchteten zwei Er-

höhlungen, die Licht auszustrahlen schienen, man könnte sagen: zwei strahlende Hörner. Unter seinen dichten Brauen sprühten flammende Augen, trotz seiner einfachen Kleidung sah er wie ein Prophet oder ein Gott aus.

Poëri erklärte ihm alles, Moses setzte sich neben Tahoser und sagte, während er seine Hände über diese ausbreitete: „Im Namen dessen, der alles weiß und sieht, sage ich dir: junges Mädchen, stehe auf!“



XII

Thamars Verrat

Der ehrwürdige Greis zog sich langsam zurück. Tahoser aber ließ erstaunt ihre Augen im Zimmer umherschweifen, hüllte sich fest in die Decken ein und setzte sich auf den Rand des Bettes. Das Fieber und die Schwäche waren fort, sie fühlte sich frisch wie nach einem langen Schlaf, und ihre Schönheit strahlte in ihrer ganzen Reinheit. Sie strich die Haare aus ihrer Stirn und hob das von Liebe verklärte Gesicht, als wolle sie Poëri in ihren Zügen lesen lassen. Aber als sie sah, daß er neben Rahel stehenblieb, ohne sie mit einem Blick oder einem Zeichen zu ermutigen, erhob sie sich langsam, näherte sich der Israelitin und schlang heftig die Arme um ihren Hals.

So blieb sie stumm stehen, nur manchmal machte ein unterdrücktes Schluchzen ihren zarten Körper erzittern, sie weinte sich an dem Herzen ihrer Rivalin aus. Dieser offene Schmerz rührte Rahel. Tahoser hatte sich besiegt erklärt und erbat ihr

Mitleid in stummer Demut, sie rief ihre Großherzigkeit an.

Rahel küßte sie bewegt und sagte:

„Trockne deine Tränen und sei nicht mehr trostlos. Du liebst Poëri; nun gut! liebe ihn: ich werde nicht eifersüchtig sein. Jakob, ein Oberhaupt unseres Stammes, hatte zwei Frauen, die eine hieß Rahel, wie ich, und die andere Lea; Jakob zog Rahel vor, aber auch Lea, die nicht so schön war wie du, lebte glücklich an seiner Seite.“

Tahoser kniete vor Rahel nieder und küßte ihre Hände; Rahel aber hob sie auf und schlang ihren Arm um ihren Leib.

So bildeten die beiden Frauen aus verschiedenen Rassen eine reizende Gruppe: Tahoser elegant, graziös und fein wie ein Kind, das zu schnell gewachsen war; Rahel stark, schön in ihrer frühzeitigen Reife.

„Tahoser,“ sagte Poëri, „Tochter des Oberpriesters Petamunoph, wie kommt es, daß du, die in Theben einen reichen Palast hat, die von Sklaven umgeben ist und unter den Vornehmen des Landes wählen kann, einen Sohn des geknechteten Volkes liebt, einen Fremdling, der deinen Glauben nicht teilt und von dem ein tiefer Abgrund dich trennt?“

Rahel und Tahoser lächelten, und die Tochter des Oberpriesters antwortete:

„Gerade deshalb liebe ich dich!“

„— Obwohl ich in großer Gunst bei dem Pharao stehe, seine Güter verwalte und die goldenen Hörner

bei den Festen tragen darf — — zu dir kann ich mich nicht erheben. In den Augen der Ägypter bin ich immer nur ein Sklave, während du der höchsten und geachtetsten Klasse angehörst. Wenn du mich liebst, so mußt du von deiner Höhe herabsteigen . . .“

„Bin ich nicht schon deine Magd gewesen? Hora hat nichts mehr mit Tahoser gemein.“

„Du mußt dein Land verlassen und mir in fremde Gegenden folgen, jenseits der Wüste, wo die Sonne brennt, wo der Feuerwind weht, wo kein Baum wächst, wo kein Wasser ist, wo die Knochen in der Sonne bleichen.“

„Ich werde mitkommen,“ sagte ruhig Tahoser.

„Das ist noch nicht alles,“ fuhr Poëri fort, „deine Götter sind nicht die meinen, deine Götter aus Erz und Granit, von Menschenhänden gemacht, sind greuliche Götzen mit Sperber-, Affen-, Ibis-, Kuh- und Löwenköpfen. Es steht geschrieben: Du sollst kein Stein, kein Holz, kein Metall anbeten. Unser einziger Gott, unendlich, ewig, ohne Form, ohne Farbe füllt den Himmel aus, den ihr mit einer Menge Hirngespinnste bevölkert habt. Unser Gott hat uns erschaffen und ihr erschafft eure Götter!“

Diese Worte wirkten seltsam auf Tahoser, sie zog sich erschreckt zurück. Als Tochter eines Oberpriesters war sie an ihre heiligen Götter gewöhnt, die der junge Hebräer mit solchem Freimut schmähete; sie hatte auf ihren Altären Lotosblumen geopfert und Wohlgerüche verbrannt, erstaunt und begeistert war sie durch die gewaltigen, bemalten Tempel gewandert. Sie hatte ihren Vater den geheimnisvollen

Ritus erfüllen sehen, sie war dem Zuge der Priester gefolgt, die die symbolische Bari trugen, hatte nicht ohne Furcht die Psychostasis erblickt, in der die zitternden Seelen vor Osiris gewogen wurden, sie hatte mit sinnenden Augen die Fresken mit den fliehenden Gestalten betrachtet: ihrem Glauben konnte sie nicht so leicht entsagen.

Sie stand stumm im Kampfe zwischen Liebe und Glauben; aber die Liebe siegte. Sie sagte:

„Du wirst mir deinen Gott erklären, und ich werde versuchen, dir zu folgen.“

„Es ist gut,“ antwortete Poëri, „du sollst mein Weib werden; bleibe hier, denn der Pharao, der dich gewiß liebt, läßt dich suchen; unter diesem Dach wird er dich nicht finden, und in wenigen Tagen sind wir aus seiner Gewalt! — Aber es ist Mitternacht, ich muß fort!“

Poëri entfernte sich, und die beiden Mädchen schliefen Seite an Seite auf dem kleinen Bette ein und hielten sich wie zwei Schwestern umschlungen.

Thamar, die während dieser Szene in einer Ecke des Zimmers wie eine Fledermaus gehockt, abgebrochene Sätze gemurmelt und ihre Stirn gerunzelt hatte, richtete sich auf, beugte sich über das Bett und horchte auf den Atem der beiden Schläferinnen. Als sie sich überzeugt hatte, daß beide schliefen, ging sie zur Tür und öffnete sie vorsichtig.

Draußen eilte sie schnell weiter, sie wandte sich dem Nil zu. Die Hunde, die sich an ihrer Tunika festbissen, scheuchte sie fort, schleppte sie auch wohl ein paar Schritte durch den Staub mit; andere be-

trachtete sie mit so giftigen Augen, daß sie laut heulend davonliefen.

Bald war sie in dem reichen Viertel Thebens angekommen und gelangte zu ihrem Ziele, dem Palast des Pharao.

Sie ging auf das Hauptportal zu, vor dem fünfzig Sphinxen in zwei Reihen lagerten und den Eingang bewachten. Die Palasthüter hielten sie an und schlugen sie, dann erst fragten sie, was sie wollte.

„Ich will den Pharao sehen,“ antwortete die Alte und rieb sich den schmerzenden Rücken.

„Sehr gut das!... Diese Hexe will den Pharao, den Liebling des Phrés und des Ammen-Ra, sehen!“ riefen die Soldaten und hielten sich die Seiten vor Lachen. Thamar wiederholte hartnäckig: „Ich will den Pharao sehen.“

„Der Augenblick ist gut gewählt dazu! Der Pharao hat eben erst mit seinem Szepter drei Boten erschlagen,“ sagte ein Soldat.

Die Dienerin Rahels suchte sich den Eingang zu erzwingen, aber die Speere sausten nur so auf ihren Kopf hernieder.

Da begann sie wie eine lebendig gerupfte Gans zu schreien.

Bei diesem Lärm eilte ein Offizier herbei; die Soldaten hörten auf zu schlagen.

„Was will die Frau,“ sagte der Offizier, „warum schlägt ihr sie?“

„Ich will den Pharao sehen!“ rief Thamar, die sich auf die Knie fallen ließ.

„Unmöglich,“ antwortete der Offizier, „und wärest du aus königlicher Familie!“

„Ich weiß, wo Tahoser ist!“ rief die Alte.

Bei diesen Worten nahm der Offizier Thamar bei der Hand und führte sie durch das Portal und durch die Säulengänge in den zweiten Hof; dort ließ er Timopht rufen und übergab ihm Thamar.

Timopht führte die Dienerin auf die Terrasse, auf der der Pharao noch immer finster dand.

„Halte dich aus dem Bereich seines Zepters!“ raunte ihr Timopht zu.

Sobald sie den Pharao im Schatten erblickte, ließ sie sich auf den Boden fallen und sagte mit zuversichtlicher Stimme:

„Oh, Pharao! töte mich nicht, ich bringe gute Botschaft.“

„Sprich ohne Furcht,“ antwortete der König, dessen Zorn verraucht war.

„Ich kenne das Versteck von Tahoser, die du suchen läßt.“

Bei dem Namen Tahoser war der Pharao aufgesprungen und machte einen Schritt auf die noch immer kniende Thamar zu.

„Wenn du die Wahrheit sprichst, kannst du aus meinen Schatzkammern soviel Gold und Steine nehmen, als du tragen kannst.“

„Ich werde sie dir ausliefern, sei ohne Sorge,“ sagte die Alte mit tückischem Kichern.

Welchen Grund hatte Thamar wohl, das Versteck der Priestertochter zu verraten? Sie wollte eine Vereinigung verhindern, die ihr mißfiel; sie haßte die

Ägypter mit blindem, wildem, fast tierischem Hasse und der Gedanke, Tahoser einen Schmerz zuzufügen, bereitete ihr große Freude. Einmal in den Händen des Pharao, konnte sie nicht mehr entfliehen; die Granitmauern des Palastes hielten die Rivalin fest.

„Wo ist sie?“ fragte der Pharao; „zeig’ mir den Ort, ich will sie sogleich sehen.“

„Majestät, nur ich allein kann dich führen; ich kenne die Irrwege des Judenviertels. Dort ist Tahoser in einer Hütte, die sich von den anderen durch nichts unterscheidet.“

„Gut, du sollst mich führen; Timopht, laß einen Wagen anspannen!“

Timopht verschwand. Bald hörte man das Rollen der Räder auf dem Pflaster des Hofes und das Scharren der Pferde, die vor den Wagen gespannt wurden.

Der Pharao stieg, von Thamar gefolgt, von der Terrasse hinab. Er stellte sich auf den Wagen, ergriff die Zügel und rief, als Thamar zögerte:

„Vorwärts! steige auf!“

Er schnalzte mit der Zunge, die Pferde zogen an. Ein lauter Widerhall ertönte durch die nächtlich stillen, weiten Säle, durch die der Pharao fuhr. Das alte Scheusal krallte sich mit den Fingern an dem Wagen fest; sie sah seltsam genug aus an der Seite des Pharao, der hoch aufgerichtet wie ein Gott stand.

„Hierher?“ fragte der König an einer Straßenecke.

„Ja!“ antwortete Thamar und wies mit dem knöchigen Finger die Richtung.

Die gepeitschten Pferde sausten voran, daß der Wagen auf den Steinen hoch aufflog.

— — Während dieser Zeit schlief Tahoser an der Seite Rahels, sie hatte einen seltsamen Traum:

Es schien ihr, als sei sie in einem riesigen Tempel mit hohen Säulen und einer sternenbesäten Decke; unzählige Reihen von Hieroglyphen stiegen und fielen von den Wänden hinab. Alle Götter Ägyptens waren in diesem gewaltigen Heiligtum zusammengekommen, aber nicht in Basalt und Erz, sondern lebend. Zuerst die überhimmlischen Götter mit doppeltem Geschlecht: Knef, Buto, Phta, Pan-Mendes, Hathor, Phré und Isis, dann die männlichen sechs Himmlischen: Rempha, Pi-Zëus, Ertosi, Pi-Hermes, Imuthes, die sechs weiblichen Götter: die Luft, die Flamme, die Welle, die Erde, der Mond und der Äther. Dahinter standen die dreihundert-fünfundsechzig Tagesgötter, dann die irdischen Heiligen, der andere Osiris, Harveri, Typhon, die zweite Isis, Nepthys, Anubis mit dem Hundskopf, Thoth, Busiris, Bubastis und der große Serapis. Darüber im Schatten erhoben sich die Tiergötzen: Ochsen, Krokodile, Ibis und Nilpferde. In der Mitte des Tempels lag in einem Sarkophag ihr Vater, der Oberpriester Petamunoph, der mit spöttischen Blicken die schauerliche Versammlung maß. Er war tot, aber er lebte doch und sprach zu seiner Tochter:

„Frage sie, ob sie die wahren Götter sind!“

Und Tahoser stellte allen diese Frage, und alle antworteten:

„Wir sind nur die Mittel, die Gedanken, die Kraft und die Eigenschaften des Gottes; aber wir sind selbst keine Götter.“

Dann trat Poëri über die Schwelle des Tempels, er faßte Tahoser bei der Hand und führte sie vor ein helles Licht, das die Sonne neben sich wie eine matte Scheibe erscheinen ließ. Dort erglänzten in einem Dreieck ihr unbekannte Schriftzeichen.

— Währenddessen eilte der Wagen des Pharao immer weiter.

„Laß deine Pferde langsamer laufen,“ sagte Thamar zum König; „der Lärm der Räder könnte die Schläferinnen wecken, und Tahoser würde dir jetzt noch entkommen.“

Trotz seiner Ungeduld verlangsamte der Pharao den Lauf seines Gespannes.

„Wir sind da,“ sagte Thamar, „ich habe die Tür offen gelassen; tritt ein, ich will die Pferde halten.“

Der Pharao sprang von seinem Wagen herab, neigte den Kopf und trat in die Hütte.

Die Lampe brannte noch und warf ihren Schein über die beiden schlafenden jungen Mädchen.

Der König hob Tahoser mit seinen starken Armen auf und eilte zur Türe. Als die Tochter des Oberpriesters erwachte, sah sie das funkelnde Auge des Pharao auf ihrem Gesichte brennen und glaubte anfangs, sie träume. Aber die Nachtluft, die ihr ins Gesicht schlug, brachte sie bald in die Wirklichkeit zurück. Fast wahnsinnig vor Angst, wollte sie schreien,

um Hilfe rufen, aber der Ton blieb ihr im Halse stecken. Wer hätte ihr auch gegen den Pharao helfen können?

Mit einem Satz sprang der König auf seinen Wagen, schlang die Zügel um seinen Leib, preßte die halb Tote an sein Herz und sauste dem Palaste zu.

Thamar schob sich wie ein ekelhaftes Reptil in die Hütte, legte sich auf ihren gewohnten Platz und betrachtete mit fast zärtlichen Mutterblicken ihre geliebte Rahel, die nicht einmal aufgewacht war.

XIII

Die Entführung

Der frische Luftzug, der durch den schnellen Lauf der Pferde hervorgerufen wurde, erweckte Tahoser aus ihrer Ohnmacht. An die Brust des Pharaos gepreßt, hatte sie kaum Platz für ihren Herzschlag, auf ihren Brüsten drückten sich die harten Steine seines Halsschmuckes ein. Die Pferde rasten wie toll dahin; die Räder krachten, das Erz tönte, und Funken sprühten. Tahoser sah wie im Traume rechts und links die verschwommenen Formen der Häuser, Bäume, Tempel, Pylonen, Obeliskten und Götzen vorüberfliegen. Was dachte sie bei dieser rasenden Fahrt? Eine stumme Angst betäubte sie, ließ ihren Herzschlag stocken, hemmte ihr Denkvermögen. Ihre Pulse flogen, ihre Muskeln und ihr Wille waren gebrochen, und wenn die Arme des Königs sie nicht gehalten hätten, sie wäre wie ein abgelegtes Gewand zu Boden gefallen. Zweimal glaubte sie seinen Atem und ein Paar brennende Lippen auf ihren Wangen zu fühlen, sie versuchte nicht einmal das Haupt zu wenden; der Schrecken hatte ihre Scham

getötet. Bei einem heftigen Anprall gegen einen Stein krallten sich ihre Hände in die Schultern des Königs.

Das Gespann fuhr durch die Reihen der steinernen Sphinxen, im ersten Morgengrauen erkannte Tahoser den Palast des Königs. Von neuem bemächtigte sich ihrer eine große Angst; sie wehrte sich, versuchte, sich aus der eisernen Umarmung zu befreien, sie stemmte ihre zarten Hände gegen die feste Brust des Pharaos und beugte ihren Oberkörper zurück. Vergeblich! Ihr Entführer lächelte und preßte sie noch fester an sein Herz, als wolle er sie zermalmen; sie schrie auf, aber ein Kuß verschloß ihr den Mund.

Währenddessen eilten die Pferde durch das Portal, froh, wieder in ihren Stall zu kommen; der Wagen fuhr in den weiten Lichthof hinein. Diener eilten hinzu und warfen sich den Pferden entgegen, die mit weißem Schaume bedeckt waren.

Tahoser ließ erschreckt ihre Augen im Kreise schweifen, hohe Mauern schlossen rings den Hof ein. Die ersten Strahlen der Sonne, die hinter dem arabischen Gebirge aufging, warfen ihren roten Schein auf den oberen Teil des Palastes, dessen Fuß noch in blauen Schatten lag. Es gab keine Hoffnung auf Flucht mehr, dieser Bau erweckte das Gefühl eines unüberwindlich starken, eines unbeugsamen Willens, einer ewigen Stärke. Um diese Pylonen aus ganzen Felsen zu stürzen, mußte schon ein Erdbeben kommen; selbst das Feuer würde den Steinen nichts anhaben können!

Die arme Tahoser ließ sich willenlos wie ein Kind von dem Pharao aufheben, der vom Wagen sprang und sie immer noch an sein Herz gepreßt durch das Portal des Palastes trug. Dort setzte er die Tochter Petamunophs vorsichtig zur Erde, und als er sah, daß sie wankte, sagte er:

„Beherzige das eine; du herrschst über den Pharao, und der Pharao beherrscht die Welt.“

Das waren die ersten Worte, die er an sie richtete.

Wenn die Liebe mit der Vernunft gepaart wäre, so hätte Tahoser den Pharao Poëri vorziehen müssen. Der König war von geradezu überirdischer Schönheit: seine großen, reinen, regelmäßigen Züge zeigten nicht die leiseste Unvollkommenheit. Die Macht seines Willens hatte seinen Augen einen faszinierenden Glanz gegeben, seine Lippen, die durch ein einziges Wort die Welt umdrehen und Völker vertilgen konnten, waren rot wie Purpur und bekamen, wenn er lächelte, einen unwiderstehlichen Reiz. Seine hohe, majestätische, wundervoll gebaute Gestalt zeigte die edlen Linien einer Tempelfigur; wenn er in seinem vollen Schmuck von Weihrauch umhüllt dand, glich er einem Gotte, der auf die Erde gestiegen war.

Was war denn Poëri neben diesem Halbgott? Und trotzdem liebte ihn Tahoser!

Der Pharao führte das schöne Mädchen an der Hand durch mehrere Säle zu einem reichvergoldeten Gemach, dort ließ er sich auf einem thronartigen Sessel nieder.

Die blaue, sternbesäte Decke ruhte auf Säulen, zwischen denen auf hohen Ständern Lampen brannten. Auf Tischen standen große Vasen mit Blumen, die ihren betäubenden Duft aushauchten.

Es war ein herrliches Gemach, aber Tahoser dachte an das Landhaus Poëris und an die elende Hütte im hebräischen Viertel, in der sie Rahel schlafend zurückgelassen hatte, an die glückliche Rahel, die jetzt wieder den jungen Mann für sich allein hatte.

Pharao ergriff die Hände Tahosers, die vor ihm stand, und betrachtete sie mit seinen Falkenaugen. Das junge Mädchen war nur von den Decken umhüllt, die Rahel über sie geworfen hatte; aber ihre Schönheit verlor darum nicht, sie war halbnackt und hielt mit einer Hand schamhaft den herabgleitenden Stoff fest, der den reizenden Oberkörper in seiner goldigen Blässe ganz frei ließ.

Gewiß, manche schönen Frauen hatte der Pharao in seinen Gemächern gesehen, aber keine konnte sich mit Tahoser vergleichen, und seine flammenden Augen blickten so starr auf ihre Reize, daß sie die Augen vor Scham niederschlug.

Im Grunde ihres Herzens war sie stolz darauf, die Liebe des Pharao erweckt zu haben: wo ist das vollkommene Weib, das nicht eitel wäre?! — — Lieber freilich wäre sie mit dem jungen Hebräer in die Wüste gezogen. Der König flößte ihr Furcht ein, er blendete sie, und ihre Knie zitterten. Als er ihre Bewegung bemerkte, setzte er sie auf ein goldgesticktes rotes Kissen zu seinen Füßen.

„Oh, Tahoser,“ sagte er, ihre Haare küssend, „ich liebe dich! Als ich dich bei meinem Einzuge in die Stadt sah, ergriff ein unbekanntes Gefühl meine Seele. Ich, der keine Wünsche mehr kannte, wünschte wieder etwas. Bisher habe ich einsam in meiner Allmacht, inmitten dieser großen Paläste, gelebt, von lächelnden Schatten umgeben, die sich Frauen nennen und die auf mich denselben Eindruck machten wie die gemalten Bilder auf den Fresken. Es schien mir, als ob es in der Welt kein Wesen gäbe, das mich erreichte und mich erobern könne, obgleich ich von meinen Feldzügen auswählte Jungfrauen und die schönsten Frauen mitbrachte. Ich warf sie wie Blumen fort, nachdem ich einen Augenblick ihren Duft eingesogen hatte. Keine erweckte in mir den Wunsch, sie wiederzusehen. Ich sah sie nicht einmal, wenn sie neben mir standen, ich hatte sie längst vergessen. Twea, Taia, Amense und Hont-Recha, die ich nur behielt, um mir den Ekel vor anderen zu ersparen, die ich am folgenden Tage doch wieder fortgeworfen hätte, waren in meinen Armen niemals mehr als leere Phantome, wohlriechende, graziöse Formen, Wesen aus einer fremden Rasse, mit denen meine Natur sich nicht verständigen konnte. Ein Leopard kann sich nicht mit einer Gazelle paaren. Ich glaubte mich von den Göttern über alle Sterblichen gesetzt, deren Leiden und Freuden ich nicht teilen konnte. Oft war ich versucht, den Schleier der Isis zu heben, auf die Gefahr hin, tot zu Füßen der Göttin zu fallen. ‚Vielleicht,‘ sagte ich mir, ‚ist ihr geheimnisvolles Ant-

litz das, von dem ich träume und das mir Liebe einflößen kann. Wenn die Erde mir das Glück verweigert, vielleicht finde ich es im Himmel!' Da sah ich dich, und ein fremdartiges neues Gefühl bemächtigte sich meiner; ich verstand, daß neben mir ein anderes herrliches Wesen lebte, das die Macht besitzt, mich glücklich und unglücklich zu machen. Ich war ein König, fast ein Gott: Tahoser, du hast einen Menschen aus mir gemacht!'

Niemals hatte der Pharao eine so lange Rede gehalten. Sonst genügte ihm ein Wort, eine Geste, ein Augenwink, um den Wunsch auszudrücken, der gleich von tausend aufmerksamen Blicken erraten wurde. Tahoser gegenüber schien er seiner steinernen Majestät zu entsagen, er sprach wie ein jeder Sterblicher.

Tahoser war in einer seltsamen Aufregung. Obgleich sie nicht gefühllos dagegen war, daß sie den Pharao, zu dem sie kaum die Augen aufzuschlagen wagte, Liebe eingeflößt hatte, so empfand sie doch wenig Sympathie für ihn, und der Gedanke, ihm angehören zu müssen, jagte ihr einen schrecklichen Abscheu ein. Dem Pharao, der ihren Leib genommen hatte, konnte sie ihre Seele nicht auch geben, die blieb bei Poëri und Rahel. Sie antwortete:

„Wie kommt es, o König, daß dein Blick gerade auf mich gefallen ist, die von so vielen anderen an Schönheit übertroffen wird? Wie kommt es, daß du unter den weißen, blauen und rosa Lotosblumen gerade die einfache Feldblume gewählt hast?“

„Ich weiß es nicht; aber glaube mir, daß du allein

nur für mich lebst und daß ich alle Königstöchter zu deinen Sklavinnen machen werde!“

„Und wenn ich dich nicht liebe?“ fragte schüchtern Tahoser.

„Was macht das mir, da ich dich liebe?“ antwortete der Pharao. „Die schönsten Frauen des Weltalls haben in meinen Armen geruht, geweint, sich mit den Nägeln Brust und Gesicht zerfleischt, ihre Haare ausgerauft und sind doch daran nicht gestorben, daß sie vergeblich einen Liebesblick erflehten! Die Leidenschaft einer anderen hat niemals mein kaltes Herz berührt; verweigere dich mir, hasse mich, und du wirst mir nur noch reizender erscheinen: zum erstenmal begegnet mein Wille einem Hindernis, und ich werde es zu besiegen wissen.“

„Und wenn ich einen anderen liebte?“ fuhr Tahoser fort.

Bei diesen Worten zogen sich die Augenbrauen des Pharao zusammen, er biß die Zähne auf die Unterlippe und preßte krampfhaft die Hände des jungen Mädchens, die er immer noch festhielt; dann aber beruhigte er sich und sagte mit langsamer, eindringlicher Stimme:

„Wenn du einige Zeit in diesem Palast, in der Atmosphäre meiner Liebe gelebt hast, so wirst du alles vergessen, als wenn du Nepenthes gegessen hättest. Dein vergangenes Leben wird dir wie ein Traum erscheinen; deine Gefühle werden wie Weihrauch verdampfen. Das von dem Pharao geliebte Weib wird sich anderer Männer nicht mehr erinnern.

Komm, gewöhne dich an den königlichen Glanz, vergeude seine Schätze, laß den Goldstrom durch deine Finger fließen, befehl, erhebe, stürze, sei meine Gebieterin, mein Weib und meine Königin. Ich gebe dir Ägypten mit seinen Priestern und Kriegen, seinen Sklaven, seinem zahllosen Volk, mit allen Palästen, Tempeln und Städten. Neue Reiche will ich dir erobern. Und wenn die ganze Welt dir nicht genügt, so werde ich die Planeten herunterholen und die Götter entthronen. Du bist die Königin, die ich liebe: Tahoser, die Tochter Petamunophs, lebt nicht mehr!“



XIV

Thamars Lohn

Als Rahel erwachte, war sie erstaunt, Tahoser nicht mehr an ihrer Seite zu finden, sie suchte mit den Augen im Zimmer umher, da sie glaubte, die Ägypterin sei schon aufgestanden. Thamar saß auf der Erde, die Arme um die Knie geschlungen, den Kopf auf die Arme gestützt und schlief; oder besser, sie tat, als ob sie schlief. Durch die strähnigen, schmutzigen Haare, die bis zur Erde über das Gesicht hinabfielen, sah man die gelben Eulenaugen in hämischer Freude und böartiger Genugtuung leuchten.

„Thamar!“ rief Rahel, „wo ist Tahoser?“

Die Alte tat, als ob sie beim Tone der Stimme aufwache, sie sprang auf die Füße, rieb sich die Augen und sagte mit gut gespielmtem Erstaunen:

„Ist sie denn nicht mehr hier?“

„Nein,“ antwortete Rahel, „und wenn ich nicht die feuchten Gewänder dort noch liegen sähe, so würde ich glauben, daß ich alles nur geträumt hätte.“

Obwohl ja Thamar genau über das Verschwinden Tahosers unterrichtet war, hob sie die Decken, die die Wände bekleideten, auf, als suche sie die Ägypterin dahinter; sie öffnete die Tür der Hütte und schaute sich überall um.

„Das ist sonderbar!“ sagte Rahel nachdenklich.

„Herrin,“ sagte die Alte mit honigsüßer Stimme, „du weißt, daß mir diese Fremde stets mißfallen hat!“

„Alle Welt mißfällt dir, Thamar;“ erwiderte Rahel lächelnd.

„Ausgenommen du, Herrin!“ sagte die Alte und führte die Hände des jungen Weibes an ihre Lippen.

„Oh, ich weiß, daß du mir ergeben bist.“

„Ich habe niemals Kinder gehabt und bilde mir manchmal ein, daß ich deine Mutter sei.“

„Arme Thamar!“ sagte Rahel mitleidig.

„Hatte ich unrecht,“ fuhr Thamar fort, „ihr Aussehen verdächtig zu finden? Ihr Verschwinden gibt mir recht! Sie nannte sich Tahoser, die Tochter Petamunophs; aber sie war nur ein böser Dämon, der Gestalt annahm, um das Kind Israels ins Unglück zu stürzen. Hast du gesehen, wie sie verwirrt wurde, als Poëri gegen die Steingötzen ankämpfte. Wie sie Mühe hatte, die Worte zu sprechen: Ich werde versuchen, deinen Gott zu verstehen? Man hätte glauben sollen, daß die Worte ihre Lippen verbrannten.“

„Die Tränen, die sie an meinem Herzen weinte, waren echt.“

„Die Krokodile weinen, wann sie wollen, und die Hyänen heulen, um ihre Beute anzulocken. Böse Geister können jede Rolle spielen.“

„Also nach deiner Ansicht war Tahoser nur ein teuflischer Dämon?“

„Ganz gewiß,“ antwortete Thamar, „ist es denn zu glauben, daß die Tochter des Oberpriesters Petamunoph Poëri dem Pharao vorzieht, der in sie verliebt ist?“

Rahel, die niemand auf der Welt über Poëri stellte, fand nichts Unglaubliches darin.

„Wenn sie ihn so liebte, wie sie sagte, warum ging sie dann fort, nachdem du ihr erlaubt hattest, die zweite Frau Poëris zu sein? Das war die Furcht, ihren falschen Göttern zu entsagen und Jehova anzubeten, der wohl selbst diesen verkleideten Teufel in die Flucht getrieben hat!“

„Auf jeden Fall,“ sagte Rahel, „hatte dieser Dämon eine süße Stimme und zärtliche Augen.“

Vielleicht war Rahel im Grunde nicht allzusehr über die Flucht Tahosers betrübt. Sie behielt so das ganze Herz ihres Geliebten und erntete den Dank für ihr Opfer.

Unter dem Vorwande, einiges besorgen zu müssen, entfernte sich Thamar und eilte wieder zum Königspalaste, sie hatte das Versprechen des Pharao nicht vergessen und nahm einen großen leinenen Sack mit, in dem sie die Schätze heimtragen wollte.

Als sie sich am Portal des Palastes zeigte, schlu-

gen die Soldaten sie nicht wie das erstemal; sie hatte schon Ansehen gewonnen, und der wachhabende Offizier ließ sie sogleich eintreten. Timopht führte sie zum Pharao.

Als dieser die schmutzige Alte erblickte, die wie ein ekelhaftes Insekt an seinen Thron herankroch, erinnerte er sich seines Versprechens und gab die Weisung, daß man eine der Schatzkammern öffnen und die Jüdin soviel Gold nehmen lassen solle, wie sie tragen könne.

Timopht, der das Vertrauen des Pharao besaß und mit dem Geheimnis der Tür vertraut war, öffnete ihr.

Der große Haufen Gold, der im Sonnenlicht glänzte, leuchtete aber nicht so sehr wie die gelben, habsüchtigen Augen des alten Weibes. Nach einer stummen, andächtigen Betrachtung streifte sie ihre Ärmel zurück und vergrub die sehnigen, knochigen Arme mit wilder, tierischer Gier in die goldgefüllten Truhen. Bis zu den Schultern versanken ihre Arme in das glänzende Metall; ihre Lippen zitterten, die Nasenflügel bebten, und ein nervöses Zucken überlief den Körper. Wahnsinnig vor Gier, mit krampfhaftem Lachen, warf sie das Gold in den Sack und murmelte: Noch mehr! noch mehr! noch mehr!“ — Bis er zum Rande gefüllt war. Timopht, dem dieses Schauspiel Vergnügen machte, ließ sie gewähren; er glaubte nicht, daß dieses alte Gespenst den schweren Sack tragen könne. Aber Thamar band ihn mit einer Schnur fest zusammen, und zum größten Erstaunen des Ägypters warf sie

den Sack über die Schultern. Die Habsucht verlieh dem gebrechlichen alten Weibe übermenschliche Stärke: alle Muskeln und Nerven am Halse und an den Armen waren zum Zerreißen angespannt, sie trug ein Gewicht, das kaum ein kräftiger Lastträger zu tragen vermocht hätte. Mit gesenkter Stirn und gebeugten Knien schleppte sie sich aus dem Palast, hielt sich mit den Händen an den Mauern fest und kroch fast auf allen vieren, oftmals stemmte sie die Hände auf den Boden, um nicht zusammenzubrechen. Endlich hatte sie den Ausgang erreicht, nun erst erschien ihr die Beute in Sicherheit.

Atemlos, gebrochen, mit Schweiß bedeckt, setzte sie sich an der Palasttür auf den kostbaren Sack, nie war ihr ein Kissen so weich erschienen.

Da bemerkte sie zwei Israeliten, die mit einer Karre vorüberzogen; sie versprach ihnen eine gute Belohnung, wenn sie ihren Sack aufladen und ihr folgen wollten.

Die beiden Israeliten hoben den Sack auf den Wagen und fuhren ihn zu der Hütte, und Thamar gab ihnen den versprochenen Lohn.

Unterdessen war Tahoser in die prunkvollen Gemächer eingezogen, die der Pharaon für sie hatte herichten lassen. Sie saß auf einem Elfenbeinschemel und betrachtete die Stoffe und die Schmucksachen, die ein nacktes junges Mädchen vor ihr ausbreitete. Sie war gerade aus dem Bade gestiegen; die duftenden Essenzen, mit denen man sie eingerieben hatte, machten ihre feine Haut noch weicher und zarter. Ihr Fleisch sah leuchtend und durchsichtig aus;

sie war von überirdischer Schönheit, und wenn sie sich in dem Spiegel betrachtete, so mußte sie ihrem Bilde zulächeln.

Ein durchsichtiges Gewand umhüllte ihren Körper, und ein Kollier aus herzförmigen Steinen, die an Goldfäden hingen, umwand ihren schlanken Hals.

Der Pharao erschien auf der Schwelle; eine goldene Schlange hielt seine dichten Haare zurück und eine Kalasiris fiel vom Gürtel bis zu den Knien; auf seiner muskulösen Brust lag eine schwere Kette. Als Tahoser ihn sah, wollte sie sich von ihrem Sitz erheben und sich vor ihm in die Knie sinken lassen; aber der König schritt auf sie zu und hieß sie sich hinsetzen.

„Erniedrige dich nicht, Tahoser,“ sagte er mit weicher Stimme; „ich will, daß du mir gleichgestellt bist: es ermüdet mich, allein in dem Weltall zu stehen. Obgleich ich allmächtig bin und dich in meiner Gewalt habe, werde ich warten, bis du mich liebst wie einen Menschen. Höre auf, dich zu fürchten; sei ein Weib mit all seinen Launen! Aber wenn dein Herz sich endlich mir zuneigt, dann stecke zum Zeichen, daß ich dein Gemach betreten darf, eine Lotosblume ins Haar.“

Tahoser ließ sich vor ihm auf die Knie nieder und benetzte seine nackten Füße mit Tränen. — —

Warum gehört meine Seele Poëri? dachte sie, als sie wieder auf dem Elfenbeinschemel Platz nahm.

Timopht trat ein, legte eine Hand auf sein Haupt, streckte die andere zur Erde und sagte:

„König, ein geheimnisvoller Mann will mit dir reden. Sein Bart reicht bis über die Brust hinab; leuchtende Strahlen steigen von seiner Stirn empor, und seine Augen sprühen Flammen. Eine unbekannte Macht begleitet ihn, denn alle Wachen fielen nieder, und die Pforten öffnen sich vor ihm. Was er sagt, muß man tun. So störe ich dich inmitten deiner Freude! Töte mich, wenn du mich strafen willst!“

„Wie nennt er sich?“ fragte der Pharao.

„Moses,“ antwortete Timopht.



XV

Moses

Der Pharao begab sich in einen anderen Saal, um Moses zu empfangen; er setzte sich auf den Thron, warf einen Mantel um die Schultern, ergriff das Zepter und nahm eine gleichgültige Haltung an.

Moses erschien, ein anderer Hebräer, Aaron, begleitete ihn. Der König verharrte erhaben auf seinem goldenen Thron, von seinen Offizieren und den Fächerträgerinnen umgeben. Moses sah nicht weniger imposant aus: die Majestät des Alters ersetzte bei ihm die königliche Majestät; obgleich er achtzig Jahre alt war, besaß er eine außerordentliche Frische, nichts verriet eine Abnahme der männlichen Kraft. Die Falten auf seinem Gesicht machten ihn ehrwürdig, aber nicht alt; sein brauner Hals saß auf kräftigen, muskulösen Schultern, ein ganzes Netz von starken Sehnen trat auf seinen Armen hervor. Eine energische Seele wohnte in diesem mäch-

tigen Körper, und selbst im Dunkeln leuchtete ein seltsames Licht auf seinem Antlitz.

Ohne sich erst niederzuwerfen, schritt Moses auf den Pharao zu und sagte:

„Also sprach der Gott Israels: ‚Laß mein Volk ziehen, damit es mich drei Tage in der Wüste anbetet‘.“

Der Pharao antwortete: „Wer ist der Gott, daß ich seine Stimme höre, ehe ich Israel ziehen lasse? Ich kenne ihn nicht, also lasse ich euch auch nicht ziehen!“

Ohne sich abschrecken zu lassen, wiederholte der große Mann ernsthaft:

„Der Gott Israels hat sich uns geoffenbart. Wir wollen drei Tagereisen weit in die Wüste ziehen und ihn anbeten, damit er uns nicht straft mit Krankheit und Krieg.“

„Warum verwirrt ihr das Volk mit diesen Offenbarungen?“ sagte der Pharao. „Geht an eure Arbeit! Zum Glück für euch bin ich heute in milder Stimmung, sonst würde ich euch mit Ruten hinauspeitschen, Nasen und Ohren abschneiden und lebendig den Krokodilen vorwerfen lassen! Ich sage euch, daß es keinen anderen Gott gibt als Ammon-Ra, das höchste Wesen, das zugleich weiblichen und männlichen Geschlechts ist. Er ist sein eigener Vater und seine eigene Mutter und zugleich sein eigener Gatte: alle anderen Götter sind ihm untertan! — Erfinde doch keinen anderen Gott, um das Volk aufzu-

wühlen und in seiner Arbeit störrisch zu machen! Euer Vorwand ist zu durchsichtig: Ihr wollt nur fliehen! — Marsch fort, an die Arbeit, formt Lehm für meine Bauten, Paläste und Mauern! Geht; ich habe gesprochen!“

Als Moses sah, daß er nichts erreichen konnte und daß der Pharao, wenn er noch länger blieb, zornig würde, zog er sich still mit Aaron zurück.

„Ich habe den Befehlen Gottes gehorcht,“ sagte er zu seinem Begleiter, als sie aus dem Palast traten, „aber der Pharao ist so gefühllos, als spräche man zu einem Granitfelsen oder zu einem der Götzen mit Hunds- oder Affenköpfen. Was werden wir dem Volke sagen, wenn wir ihm die Botschaft bringen?“ — — —

Der Pharao, der fürchtete, daß die Hebräer unter dem Einflusse des Moses die Fesseln abschütteln würden, legte ihnen noch härtere Arbeiten auf, er befahl den Vögten des Volkes, daß die Israeliten ihre Ziegel brennen sollten wie bisher, aber daß ihnen kein Stroh mehr dazu geliefert werden sollte. Die Kinder Israels klagten und fluchten dem Tyrannen, sie verbreiteten sich über ganz Ägypten und suchten die Stoppelfelder nach Stroh ab; sie sagten, daß der Rat Moses' ihr Elend nur verdoppelt hätte.

Eines Tages erschienen Moses und Aaron wieder im Palaste und beschworen den Pharao noch einmal, ihr Volk ziehen zu lassen.

„Wer beweist mir,“ antwortete der Pharao, „daß der Gott euch wirklich zu mir gesandt hat, um mir seinen Wunsch zu verkünden? Wer beweist mir, daß ihr nicht bloß gemeine Betrüger seid!“

Aaron warf seinen Stab vor den König, und das Holz fing an, sich zu winden, zu strecken und zu kriechen. Es hatte sich in eine Schlange verwandelt. Sie ringelte sich über den Boden, hob den Kopf, zeigte ihre gespaltene Zunge und rollte ihre roten Augen, als suche sie ein Opfer.

Die Offiziere und Diener, die den Thron umstanden, erstarrten vor Schreck vor diesem Wunder, die Tapfersten zogen ihre Schwerter. Aber der Pharao blieb empfindungslos; ein verächtliches Lächeln umspielte seinen Mund, und er sagte:

„Ist das alles, was ihr zu machen versteht? Das Wunder ist dumm und plump! Man hole meine Weisen, meine Magier und Zeichenleser.“

Sie traten ein, es waren Männer von geheimnisvollem, furchtbarem Aussehen. Die Schädel waren rasiert, sie trugen lange leinene Gewänder und einen Stock mit eingravierten Hieroglyphen in der Hand. Sie waren gelb und ausgetrocknet wie Mumien, Müdigkeit und Abgespanntheit lagen auf diesen Gesichtern, in denen die Augen allein zu leben schienen.

Sie stellten sich in eine Reihe vor dem Thron auf, ohne auch nur auf die sich bäumende und zischende Schlange hinzusehen.

„Könnt ihr,“ sagte der König, „eure Stäbe in Schlangen verwandeln, wie es eben Aaron tat?“

„O Pharao, hast du uns für dieses Kinderspiel rufen lassen?“ sagte der Älteste. — „Laß uns umkehren, denn das Leben ist kurz, und es bleibt uns kaum Zeit, den anderen ein gefundenes Wort zuzurufen. Laß uns zu unserer Arbeit zurückkehren; der erste beste Gaukler und Flötenspieler auf der Straße wird dir das nachmachen können!“

„Ennana, tue, was ich dir sage,“ sprach der Pharao.

Der alte Ennana wandte sich zu den Weisen, die aufrecht und unbeweglich verharreten und schon wieder in tiefes Nachdenken versunken schienen.

„Werft eure Stäbe zur Erde und flüstert leise die magischen Worte!“

Die Stäbe fielen mit einem harten Anprall zu gleicher Zeit auf die Fliesen, und die Weisen standen wieder unbeweglich da; sie würdigten die sich verwandelnden Stäbe nicht einmal eines Blickes, so sicher waren sie der Macht ihres Spruches.

Es war ein seltsames, furchterregendes Schauspiel: die Stäbe wanden sich wie grüne Zweige im Feuer; ihre Enden platteten sich zu Köpfen und spitzten sich zu Schwänzen. Das bäumte sich, wand sich und zischte, Schlangen mit bekreuzten Köpfen, grüne, klebrige Wasserschlangen, giftige Nattern, gelbe Ottern mit dreieckigen Köpfen, glasartige Blindschleichen, Klapperschlangen mit stumpfem Maule und schwarzer Haut, die mit den Schwän-

zen den Boden schlugen; Schlangen, die am Schwanze noch einen Kopf hatten und sich vor- und rückwärts bewegten, Riesenschlangen, die einen Ochsen verschlingen konnten, Vipern mit großen Telleraugen, wie Eulen — — — der ganze Boden wimmelte von dem eklen Gewürm.

Blaß vor Angst zog Tahoser, die neben dem Pharaon auf dem Throne saß, ihre schönen nackten Füße empor.

„Du siehst,“ sagte der König zu Moses, „daß die Wissenschaft meiner Weisen der deinen gleichkommt, ja, sie noch übertrifft! Ersinne ein anderes Wunder, wenn du mich überzeugen willst.“

Moses hob die Hand, und die Schlange Aarons näherte sich den vierundzwanzig ägyptischen Schlangen. Der Kampf war kurz, bald hatte sie die schrecklichen Ungeheuer verschlungen; dann verwandelte sie sich von selbst wieder in einen Stab.

Das schien Ennana in Staunen zu setzen. Er senkte den Kopf und murmelte wie jemand, der sich auf etwas besinnt:

„Ich werde das Wort und das Zeichen schon finden. Ich habe das vierte Zeichen in der fünften Linie, auf der die Beschwörung der Schlangen steht, schlecht gedeutet!... König! hast du uns noch nötig?“ sagte er dann laut. — „Ich möchte meine Lektüre des Hermes Trismegistos wieder aufnehmen, die ganz andere Geheimnisse als diese Taschenspielerkünste enthält!“

Der Pharao machte ein Zeichen, daß Moses entlassen sei; auch die Weisen zogen sich zurück.

Als der König mit Tahoser allein war, kniete die Tochter des Priesters, die noch immer vor Schrecken zitterte, vor ihm nieder und sagte:

„O Pharao, fürchtest du nicht, diesen unbekannten Gott durch deinen Widerstand zu erzürnen? Laß Moses und die Hebräer ziehen und ihren Ritus in der Wüste erfüllen, ihr Gott könnte vielleicht Ägypten schaden und uns verderben!“

„Wie, diese Gaukler flößen dir Schrecken ein?“ rief der König; „sahst du denn nicht, daß meine Weisen ein noch viel größeres Wunder schufen?“

„Ja, aber die Schlange des Aaron hat die anderen alle verschlungen, das ist ein böses Vorzeichen.“

„Was macht das? Bin ich nicht der Liebling des Phrés und der Günstling Ammon-Ras? Trage ich nicht unter meinen Sohlen das Sinnbild von hundert besiegten Völkern? Mit einem Hauch kann ich dieses hebräische Gezücht verschwinden lassen, dann wollen wir sehen, ob ihr Gott ihnen helfen kann!“

„Gib acht,“ sagte Tahoser, die sich der Worte Poëris erinnerte, als er von der Macht Jehovas sprach; „laß dein Herz nicht zu stolz sein! Moses und Aaron erschrecken mich; wenn sie deinem Zorn die Stirn zu bieten wagen, so muß wohl ein großer Gott sie unterstützen!“

„Wenn ihr Gott wirklich so stark wäre,“ erwiderte der Pharao, „würde er dann sein Volk in Knecht-

schaft, in der härtesten Arbeit lassen? — Aber vergessen wir diesen Zwischenfall, laß uns von anderem plaudern. Denke lieber an meine Liebe zu dir, der Pharao hat mehr Gewalt als der Gott dieser Hebräer.“

„Ja, du bist der Beherrscher des Volkes, und die Menschen sind vor dir nur ein Staub, den der Südwind vertreibt!“

„Und trotzdem kann ich dich nicht zwingen, mich zu lieben?“ sagte lächelnd der Pharao.

„Die Taube fürchtet den Falken und das Auge die Sonne. Ich sehe dich nur in einem blendenden Lichte. Ein Gott macht die Sterblichen immer erschrecken!“

„So tut es mir leid, Tahoser, daß ich nicht der erste beste bin, irgendein Offizier, ein Priester, ein Landmann oder noch etwas Geringeres. Aber da ich aus dem Könige keinen Menschen zu machen verstehe, so will ich aus dir eine Königin machen und den goldenen Schlangenreifen auf deine schöne Stirne drücken. Die Königin wird den König nicht mehr fürchten!“

„Selbst wenn du mich auf deinen Thron erhebst, wird meine Seele vor dir knien. Aber du bist so gut, trotz deiner übermenschlichen Schönheit und deiner unerschöpflichen Macht, daß vielleicht mein Herz sich erkühlt, neben dem deinen zu schlagen.“

So plauderte der Pharao mit Tahoser; aber dennoch konnte sie Poëri nicht vergessen. Sie wollte nur Zeit gewinnen; aus dem Palaste zu entfliehen

und den jungen Hebräer aufzusuchen, wäre ein unmögliches Beginnen gewesen. Auch nahm ja Poëri ihre Liebe nur aus Mitleid an, ohne sie selbst zu erwidern, und Rahel war trotz ihrer Großherzigkeit eine gefährliche Gegnerin. Schon rührten die Zärtlichkeiten des Pharao das Herz Tahosers; sie hätte ihn wohl lieben mögen, und vielleicht war sie weniger weit davon entfernt, als sie selbst sich eingestand.



XVI

Die Plagen

Wenige Tage darauf fuhr der Pharao, gefolgt von seinen Dienern, den Nil entlang, als plötzlich, wie zwei Erscheinungen, Moses und Aaron vor ihm standen. Der König hielt seine Pferde an, die mit ihrem Kopf fast die Brust des unbeweglich dastehenden Greises berührten.

Moses wiederholte mit langsamer, eindringlicher Stimme: „Laß mein Volk ziehen, daß es dem Herrn diene.“

„Beweise mir mit einem außergewöhnlichen Wunder die Stärke deines Gottes,“ antwortete der Pharao, „und ich werde deine Bitte erfüllen.“

Moses wandte sich zu Aaron und sagte ihm:

„Nimm deinen Stab und halte die Hände über die Wasser Ägyptens. Flüsse und Seen werden in Blut verwandelt werden, es wird Blut in ganz Ägypten fließen, überall, selbst in den Schalen aus Holz und Stein!“

Aaron schlug mit dem Stab ins Wasser.

Das Gefolge des Pharao wartete mit großer Unruhe. Der König aber lächelte verächtlich, er vertraute seinen Zeichenlesern, die diese fremden Magier schlagen würden.

Kaum hatte der Stab des Hebräers das Wasser berührt, als es anfang zu schäumen und zu wogen, die Farbe wurde sichtbar dunkler: erst mischten sich darin rote Töne, dann nahm alles eine dunkle purpurrote Farbe an, der Nil schien ein großer Blutstrom. Die großen Krokodile krochen an das Ufer, und die schweren Nilpferde, die moosbedeckten Granitblöcken glichen, flüchteten sich ins Schilf oder reckten die gewaltigen Köpfe in die Höhe, da sie in dem blutigen Wasser nicht mehr leben konnten; überall schwammen tote Fische. Die Teiche und Brunnen hatten dieselbe Farbe, und die mit Wasser gefüllten Krüge und Trinkschalen schienen so rot wie die Kelche, die das Blut des Opfers auffangen.

Der Pharao war über dieses entsetzliche Wunder nicht im geringsten erstaunt und sagte zu den beiden Hebräern:

„Dieses Wunder kann ein ungebildetes und unwissendes Volk erschrecken, aber für mich ist nichts Erstaunliches darin. Man lasse Ennana und die Zeichenleser kommen; sie sollen euer Kunststück wiederholen.“

Die Weisen erschienen; Ennana warf einen Blick auf den blutwogenden Fluß und sah, um was es sich handelte.

„Gib dem Fluß seine natürliche Farbe zurück,“

sagte er zu Aaron, „ich will deinen Zauber wiederholen.“

Aaron schlug ins Wasser, das sogleich seine Farbe wechselte.

Ennana nickte beifällig, wie ein unparteiischer Mann; der die Geschicklichkeit eines Genossen anerkennt. Er fand das Wunder gut für einen Laien, der nicht, wie er, die Weisheit in den geheimnisvollen Gemächern des Labyrinthes studiert hatte, in das nur einige Eingeweihte eintreten durften.

„Jetzt ist die Reihe an mir!“

Er reckte seinen mit Hieroglyphen bedeckten Stab über den Nil, indem er einige Worte murmelte, und der Nil rollte sich wieder als ein großer roter Streifen in blutigen Wellen dem Meere zu.

Die vierundzwanzig Weisen grüßten den König und wollten sich zurückziehen.

„Bleibt!“ befahl der Pharao.

Sie nahmen ihre unbewegliche Haltung wieder an.

„Hast du kein anderes Zeichen, die Macht deines Gottes zu beweisen? Wie du siehst, machen dir meine Weisen deine Wunder ganz gut nach.“

Ohne von diesen ironischen Worten des Königs entmutigt zu sein, sagte Moses:

„In sieben Tagen werde ich zurückkommen und dir ein neues Wunder zeigen.“

Nach Ablauf der sieben Tage kam Moses zurück. Er sagte zu Aaron:

„Halte deine Hände und deinen Stab über die Ufer, den Fluß und das Schilf. Alle Kröten und Frösche sollen über Ägypten kriechen!“

Kaum hatte Aaron getan, wie ihm geheißen, so krochen aus dem Fluß, den Kanälen, den Teichen und den Sümpfen Millionen von Fröschen und Kröten; sie bedeckten Felder und Wege, hüpfen über die Stufen in die Tempel und Paläste, drangen selbst in die Heiligtümer und geheimsten Gemächer. Immer neue Millionen folgten den ersten, sie kamen in die Häuser, in die Kochtöpfe, in die Öfen, in die Kasten; man konnte den Fuß nicht aufsetzen, ohne einen zu zertreten; sie sprangen zwischen die Beine, links, rechts, vorne und hinten. So weit das Auge reichte, sah man sie hüpfen und übereinanderkriechen, bald fehlte es schon an Raum für sie, die unzähligen grünen Leiber bildeten eine lebende, sich bewegende Wiese, auf der ihre gelben Augen wie kleine Blumen glänzten. Die erschreckten Tiere, Pferde, Esel, Stiere und Ziegen flohen über die Felder, aber fanden überall dieselbe Plage.

Der Pharao sah von der Schwelle seines Palastes den heranziehenden Fröschen mit gelangweilter und angeekelter Miene zu; er zerschmetterte mit seinem Zepter den einen und stieß den anderen mit dem Fuße zur Seite. — Aber das war unnütze Mühe! Neue unzählige dreiste Ungeheuer krochen heran und ersetzten die toten, sie betrachteten den König mit ihren dicken, runden Augen, spreizten die Füße, runzelten die weiße Haut ihres Kropfes. Die ekelhaften Tiere schienen Vernunft zu haben, denn nirgends war der Andrang so groß, als gerade im Königspalaste. Der krabbelnde Haufe vergrößerte sich immer noch mehr; sie kletterten auf die Knie

der Kolosse, auf die Absätze der Pylonen, auf den Rücken der Sphinxen, auf die Dächer der Tempel, auf die Schultern der Götter, auf die Pyramiden und Obeliskten. Die häßlichen, klebrigen Tiere hatten das Land überschwemmt; die Ibis, die sie zuerst zu Hunderten verschlungen und sich über die reichlichen Leckerbissen gefreut hatten, fingen an unruhig zu werden und flogen hoch in den Lüften.

Aaron und Moses triumphierten; der herbeigerufene Ennana schien zu überlegen. Er legte den Finger an seine Stirn und schloß die Augen, als suche er nach einer vergessenen magischen Formel.

Der Pharao drehte sich mißmutig nach ihm um.

„Nun, Ennana! Hast du deinen Kopf verloren? Geht dieses Wunder über deine Kunst?“

„Ganz und gar nicht, König! Aber wenn man in die Ewigkeit eindringt, wenn man die Unendlichkeit berechnet und Unbegreifliches buchstabiert, kann es vorkommen, daß man im Augenblick das Wunderwort vergißt, das die Amphibien beschwört. Gib acht! Alle diese Ungeziefer werden gleich verschwinden!“

Der greise Zeichendeuter schwang seinen Stab und flüsterte leise einige Worte.

Im selben Augenblick waren die Felder, Plätze, Wege, Flußufer, Straßen, Paläste, Gemächer und Höfe von den Fröschen gereinigt und hatten wieder ihr gewöhnliches Aussehen.

Der Pharao lächelte stolz über die Macht seiner Magier.

„Es ist nicht genug, daß ich den Zauber Aarons gebrochen habe, ich will ihn gleich wiederholen,“ sagte Ennana.

Er bewegte den Stab und murmelte einige Silben.

Als bald bedeckten die Frösche und Kröten in noch größerer Zahl das Land. Da erhob Aaron seinen Stab, und der ägyptische Magier vermochte die Eindringlinge diesmal nicht zu entfernen. Er konnte noch so oft die geheimnisvollen Worte wiederholen, sie hatten ihre Macht verloren.

Die Weisen gingen nachdenklich und beunruhigt fort. Die Augenbrauen des Pharaos zogen sich zornig zusammen, aber er widerstand noch immer den Bitten Moses'. Sein Stolz wollte nicht nachgeben und bis zum Äußersten mit diesem unbekannten Gotte kämpfen.

Aber als er von den häßlichen Tieren das Land nicht befreien konnte, versprach Pharaos, die Hebräer ziehen zu lassen und den Zug in die Wüste gestatten zu wollen, wenn Moses das Volk von der Plage erlösen wolle.

Die Frösche verschwanden wieder, wie sie gekommen waren; doch das Herz Pharaos verhärtete sich von neuem, trotz der zärtlichen Zusprache Tahosers brach er sein Versprechen.

Und nun erhob sich in Ägypten ein unsinniger Kampf zwischen den Zeichenlesern und den beiden Hebräern, die immer neue Wunder erfanden. Moses verwandelte den Staub zu Insekten, Ennana schuf eine noch größere Anzahl. Moses nahm zwei von Schweiß triefende Ärmel und warf sie vor dem

Pharao in die Luft: sogleich bedeckte eine rote Pest die Körper aller Ägypter.

„Mache diesen Zauber nach,“ rief der Pharao außer sich mit brennendem Gesicht dem Oberhaupt der Zeichendeuter zu.

„Was nützt es uns?“ antwortete der Greis mit mutloser Stimme. „Die Hand des unbekannten Gottes ruht über ihrem Tun. Unsere nichtigen Formeln können gegen diese geheime Kraft nicht an. Unterwirf dich und laß uns gehen, den neuen Gott kennenzulernen. Dieser Gott hat Ammon-Ra, Osiris und Typhon besiegt!“

Als der Pharao den Hebräern immer noch den Auszug verweigerte, siechte das Vieh der Ägypter dahin; nur die Israeliten verloren kein einziges Stück.

Dann erhob sich ein heißer Südwind und wehte die ganze Nacht. Als der Morgen anbrach, lag ein rostiger Nebel über der Erde, durch den die Sonne wie eine glühende Kugel schimmerte. Dieser Nebel aber wehte, summte, hatte Flügel und ließ sich in lichten Schichten roter, gelber und grüner Heuschrecken auf die Erde nieder, daß die Luft sich verdunkelte. Sie füllten die Gruben, Schluchten, Quellen, löschten unter ihren Massen das Feuer aus; sie überwandten jedes Hindernis und häuften sich turmhoch. Öffnete man den Mund, so atmete man sie ein; sie setzten sich in die Kleider, in die Haare und Nasen; ihre dichten Scharen verschütteten Wagen und Menschen. Sie breiteten sich über ganz Ägypten aus, bis zum Meere hin, sie verheerten die

Felder, zerfraßen die Bäume und Pflanzen und ließen nur die kahle, nackte Erde zurück.

Auf die Bitten Pharaos ließ dann Moses einen Westwind wehen, der alle Heuschrecken vertilgte und sie zum Meere trieb. Aber sein hartes, unbändiges Herz hatte er damit noch immer nicht erweicht.

Nun fiel vom Himmel ein Hagelwetter, leuchtende Blitze zuckten und dumpfer Donner rollte, große Hagelkörner schlugen hinab und zerstörten alles Vieh, das auf der Weide war, und die Gerste, die neu geschossen war, sie mähten das Korn nieder, als sei es geschnitten. Danach verdunkelte sich der Himmel, alle Lampen erloschen, wie in den tiefen von giftigen Gasen gefüllten Brunnen, und schwarzer Schatten hüllte das sonst so sonnige, helle Ägypten ein. Das erschreckte Volk glaubte schon im Schatten des Todes zu wandern, es irrte laut klagend umher und zerriß die Gewänder.

Eines Nachts aber flog ein Gespenst über ganz Ägypten und trat in jedes Haus, dessen Tür nicht rot gestrichen war. Alle männlichen Erstgeborenen starben, der Sohn des Pharao wie der Sohn des ärmsten Einbalsamierers. — Aber der König wollte trotz all dieser Zeichen immer noch nicht nachgeben.

Er stand aufrecht in seinem Palaste, zornig und schweigsam vor der Leiche seines Sohnes und fühlte die Tränen nicht, die Tahoser auf seine Hände weinte.

Moses erschien auf der Schwelle des Gemaches,

ohne daß ihn jemand angemeldet hatte, da alle Diener vor ihm geflohen waren; er wiederholte seine Forderung mit unerschütterlicher Ruhe.

„So ziehet hin!“ sagte endlich der Pharao; „feiert euren Gott, wie er es euch befohlen hat.“

Tahoser schlang ihre Arme um seinen Hals und sagte:

„Ich liebe dich; du bist ein Mensch und kein steinerner Gott mehr!“



XVII

Der Untergang im roten Meer

Der Pharao gab Tahoser keine Antwort; er betrachtete finster die Leiche seines Sohnes. Sein gebrochener Stolz lehnte sich selbst jetzt noch auf. Er glaubte nicht an den Gott Israels und erklärte sich die Plagen, von denen Ägypten heimgesucht worden war, mit der magischen Kraft Moses' und Aarons, die nur größer sei als die seiner Zauberer. Der Gedanke, nachgeben zu müssen, erbitterte seine wilde Seele. Aber wenn er jetzt noch die Israeliten hätte zurückhalten wollen, so würde sein eigenes erschrecktes Volk sich dagegen aufgelehnt haben. Die Ägypter wichen den Juden ängstlich aus, und wenn der große Hebräer, von Aaron gefolgt, vorüberschritt, so flohen selbst die Tapfersten und fürchteten eine neue Plage.

Tahoser fühlte dumpf, daß in der starken, widerpenstigen Seele des Königs Rachepläne keimten. Sie fürchtete einen blutigen Kampf, in den auch Poëri und Rahel verwickelt werden würden, eine

allgemeine Vertilgung des Stammes, die diesmal wirklich das Wasser des Nils in Blut verwandeln würde. Sie versuchte den Zorn des Königs durch Zärtlichkeiten und süße Worte zu mildern.

Der Trauerzug brachte die Leiche des jungen Prinzen nach Memnonia, wo er der Sorgfalt der Einbalsamierer für siebenzig Tage überlassen wurde. Der Pharao sah ihm traurig nach und sagte trübe:

„Jetzt habe ich keinen Sohn mehr, Tahoser. Wenn ich sterbe, wirst du Königin über Ägypten sein!“

„Warum sprichst du vom Sterben?“ sagte die Tochter des Oberpriesters. „Jahre auf Jahre werden vergehen, ohne eine Spur auf deinem kräftigen Körper zu hinterlassen, du wirst noch manche Geschlechter aufblühen und vergehen sehen.“

„Bin ich, der Unbesiegbare, nicht auch besiegt worden?“ antwortete der Pharao. „Was sollen mir die Bilder auf den Säulen der Tempel und Paläste, auf denen ich mit der Geißel und dem Zepter dargestellt bin? Wie mein Wagen über Leichen rollt und ich ganze Völker bei den Haaren erfasse? Dumme Taschenspielerkünste der beiden fremden Gaukler haben mich zum Nachdenken gezwungen, weil die Götter mich nicht gegen den Gott dieses erbärmlichen Volkes schützen. Das Blendwerk meiner Macht ist auf immer zerstört! Meine Zauberer haben mich verlassen; mein Volk murt; ich bin nichts mehr als ein nichtiges Götzenbild: ich habe gewollt, und ich habe nicht gekonnt! Du hattest recht, als du mir vorhin sagtest, Tahoser, daß ich

zum Menschen herabgestiegen wäre. — Aber da du mich jetzt liebst, so will ich versuchen, alles zu vergessen, ich will dich zur Königin krönen, sowie die ersten Trauerfeierlichkeiten vorüber sind.“

Die Hebräer machten sich zum Auszug bereit, da sie fürchteten, der Pharao könne sein Versprechen abermals zurückziehen. Bald brachen sie in hellen Scharen auf, von einer Rauchwolke am Tage und einer Feuersäule bei Nacht beschützt.

Die unabsehbare Masse kam nur langsam vorwärts, sie bedeckten den Weg mit Viehherden und Lasttieren, die mit Schätzen beladen waren. Man sah weder den Kopf noch das Ende des Zuges, der sich an beiden Horizonten in Staubwolken verlor. — Wenn sich jemand an den Weg hingesezt hätte, um das Ende des Zuges zu erwarten, er hätte die Sonne mehr als einmal auf- und untergehen sehen können.

Die dreitägige Opferfeier in der Wüste war nur ein Vorwand; Israel verließ für immer das Land Ägypten. Die Gebeine Josephs wurden in einer gemalten und vergoldeten Lade vor ihm hergetragen.

Als der Pharao das erfuhr, geriet er in großen Zorn und beschloß sogleich, die Flüchtlinge zu verfolgen. Er ließ sechshundert Kriegswagen anspannen und rief seine Befehlshaber zusammen. Er selbst zog seinen Krokodilpanzer an, füllte die beiden Köcher seines Wagens mit Pfeilen und Speeren, umwand sein Handgelenk mit einem erzenen Reif und machte sich auf den Weg, gefolgt von den Reitern und dem Fußvolk.

Wütend trieb er seine Pferde an, und hinter ihm brausten die sechshundert Wagen wie das Donnern eines Orkans. Das Fußvolk mäßigte seine Schritte, es konnte dieser rasenden Jagd ja doch nicht folgen.

Oftmals mußte der Pharao anhalten, um den Rest seiner Armee zu erwarten. Dann schlug er ungeduldig mit der Hand auf den Wagenrand und spähte am Horizonte hinter dem vom Winde aufgewirbelten Sande den fliehenden Hebräern nach. Wenn die Offiziere ihn nicht zurückgehalten hätten, würde er immer weiter gerast sein, auf die Gefahr hin, sich plötzlich allein einem ganzen Volke gegenüber zu sehen.

Bald lagen die grünen Täler Ägyptens hinter ihm, die öde Wüste war vor ihm. Hier und da streckten ein paar Palmen ihre verstaubten, mageren Blätter aus, nur zuweilen fand sich eine Quelle, in die die aufgeregten Pferde ihre blutigen Nüstern tauchen konnten. Aber der Pharao, unempfindlich für das Feuer, das von dem heißen, weißglühenden Himmel tropfte, gab sofort das Zeichen zum Aufbruch, und die Wagen setzten sich wieder in Bewegung.

In der Nähe des Roten Meeres stießen die Ägypter auf den Nachzug der Hebräer. Diese lagerten an dem Strande, aber als das Volk in der Sonne den goldenen Wagen des Pharao, von den übrigen Kriegswagen gefolgt, blitzen sah, stieß es laute Schreckensrufe aus und fing an, Moses zu fluchen, der sie hierhergeführt hatte.

Ihre Lage schien hoffnungslos: vor ihnen die Ägypter; hinter ihnen das weite, tiefe Meer.

Die Weiber rollten sich in den Sand, zerrissen ihre Kleider, rauften ihre Haare und zerfleischten ihre Brüste.

„Warum liebest du uns nicht in Ägypten? Die Knechtschaft ist noch besser als der Tod, du hast uns in die Wüste geführt, um uns zu verderben!“

So rief die wütende Menge Moses zu. Die Mutigsten stürzten zu den Waffen und bereiteten sich zum Kampfe vor, aber die Verwirrung war schrecklich, und die Kriegswagen mußten, wenn sie in die dichte Masse hineinfuhren, eine heillose Verheerung anstiften.

Moses hob seinen Stab über das Meer; und da geschah ein Wunder, das kein ägyptischer Zauberer zustande gebracht hätte. Es erhob sich ein starker Wind, der durch das Meer eine Furche zog und das Wasser zur Rechten und zur Linken in hohen schaumbedeckten Mauern auftürmte. Zwischen den Wassermauern lag eine breite Straße frei, über die man trockenen Fußes an das andere Ufer schreiten konnte. Hinter den durchsichtigen Wänden sah man wie durch eine Glasscheibe Fische und Meerungeheuer, die erschreckt nach allen Seiten entflohen.

Die Israeliten gingen über die wunderbare Straße, ein menschlicher Strom floß zwischen den Wassermauern. Wie zahllos kribbelnde Ameisen bedeckten die zwei Millionen mit schwarzen Punkten das geöffnete Meer und drückten ihre Fußtapfen in den Meeresgrund ab, den bisher nur der Leib großer Fische berührt hatte. Ein furchtbarer Wind brauste

über die Köpfe der Hebräer dahin und hielt die Wogen durch den heftigen Luftzug zurück. — Das war der Atem ihres Gottes, der das Meer in zwei Teile theilte!

Von diesem Wunder erschreckt, zögerten die Ägypter, die Hebräer weiter zu verfolgen; aber der Pharao trieb mit seinem tollkühnen Mut, den kein Hindernis schreckte, seine bäumenden Pferde an, ließ die Zügel los und peitschte sie. Er brüllte mit blutunterlaufenen Augen und mit schäumenden Lippen wie ein Löwe, dem seine Beute entflieht. Endlich sausten die Tiere in die seltsame Straße hinein!

Die sechshundert Wagen folgten, und die letzten Israeliten, unter denen sich auch Poëri, Rahel und Thamar befanden, glaubten sich schon verloren, als sie den Feind denselben Weg einschlagen sahen. Aber als sich alle Ägypter in der Wasserstraße befanden, machte Moses wieder ein Zeichen: die Räder der Wagen lösten sich, und es entstand ein schreckliches Durcheinander von Pferden, Wagen und Kriegern, alles wogte über- und untereinander: die Wogen schlossen sich wieder, das Meer brauste in schäumenden Wellen zusammen und riß Pferde, Menschen und Wagen fort.

Nur der Pharao allein stand noch aufrecht in seinem Wagen, der auf den Wellen getrieben wurde, und schoß, wahnsinnig vor Wut, den letzten Pfeil seines Köchers auf die Hebräer ab: dann griff er zu den Speeren und reckte, schon halb im Wasser, den Arm empor, hoch gegen den unbekannten Gott, dem er noch im Tode fluchte.

Eine große Welle schleuderte die letzten Trümmer in den Abgrund hinab. Von allem Ruhm und dem ganzen Heere des Pharao blieb nichts mehr zurück!

Am anderen Ufer aber sangen die Frauen Israels zu dem Klang der Zymbeln und Pauken, und zwei Millionen Stimmen fielen in diese Hymne ein!



XVIII

Schluss

Tahoser erwartete vergeblich den Pharao. Sie ward Königin von Ägypten, starb aber nach kurzer Zeit. Man setzte sie in dem herrlichen Grabgewölbe bei, das für den Pharao bestimmt war, dessen Leiche man vergeblich gesucht hatte. Ihre Lebensgeschichte, von Kakewu, dem Sprachkundigen und Bücherbewahrer, auf Papyrus geschrieben, legte man ihr zur Seite unter die Bandagen.

War es Pharao oder Poëri, den sie wirklich liebte?

Der Schriftsteller Kakewu sagt es nicht, und Doktor Rumphius, der die Hieroglyphen des ägyptischen Schriftstellers übersetzte, hat auch nicht gewagt, die Frage zu entscheiden.

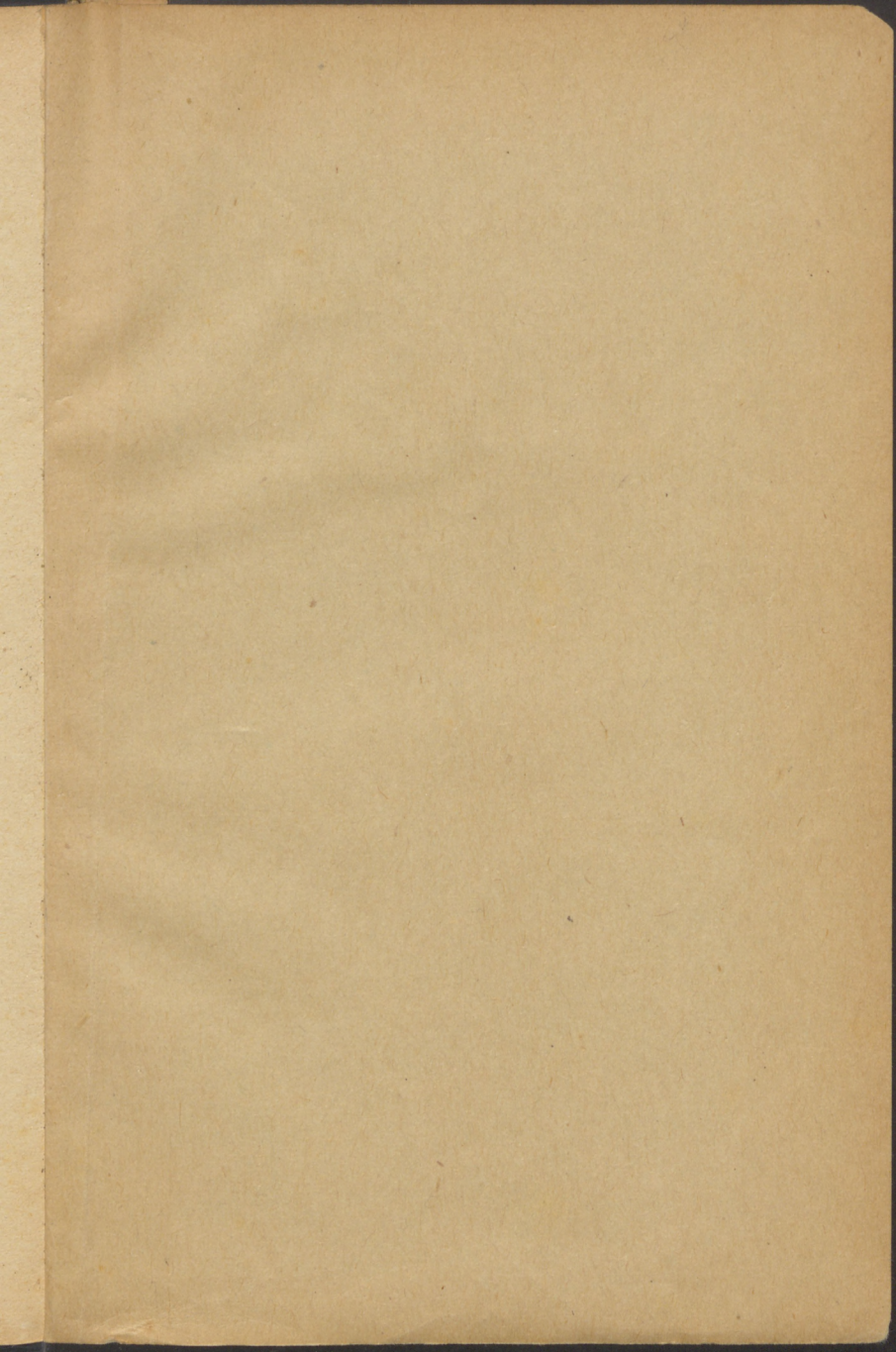
Lord Evandale hat niemals heiraten wollen, obgleich er der letzte seines Stammes war. Die jungen Engländerinnen seiner Zeit konnten sich nie die Kälte des schönen Lords erklären. Was wußten sie davon, daß er in Tahoser, die Tochter des Oberpriesters Petamunoph, verliebt war, die vor dreitausendfünfhundert Jahren schon gestorben war?



Inhalt

	Seite
Vorwort	5
I. Die Mumie	7
II. Das hunderttorige Theben	22
III. Der Triumphzug des Pharao	32
IV. Das Siegesmahl	52
V. Tahosers Flucht	59
VI. Tahosers Lied	63
VII. Die Flucht Tahosers wird bemerkt	71
VIII. Eine Ernte am Nil	79
IX. Ein nächtliches Abenteuer	84
X. Die Verfolgung	91
XI. Rahel	98
XII. Thamars Verrat	108
XIII. Die Entführung	118
XIV. Thamars Lohn	126
XV. Moses	133
XVI. Die Plagen	142
XVII. Der Untergang im roten Meer	151
XVIII. Schluß	158

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig



1991 PAZ. 1997

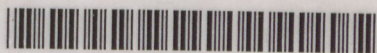
1 4

261-

1200 -

309413/89

*Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie*



010-052265